Die
Sieben Todsünden.

Nach **Eugène Sue**,

von

Friedrich Lubojatzky.

Siebenter Theil.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.

1846.

Vernichtung.

Fürst Sergius Grusinsky und der Abbé Bernard hatten sich während dieser Zeit kennen gelernt, wenn man die glatte Schmiegsamkeit des Letzteren und die übermüthige Verachtung des Ersteren gegen Alles, was unter ihm stand, mit welchen beiden Eigenschaften sie einander gegenüber getreten waren, eine gegenseitige Kenntniß nennen kann. Der Abbé ließ sich durch den Stolz des Fürsten nicht zurückschrecken, als derselbe sich verächtlich weigerte, den Erbvertrag, den die übrigen Abkömmlinge des Geschlechtes Bruce unter einander geschlossen hatten, mit zu unterzeichnen.

„Diese Lady hat mir mißfallen," sagte der Fürst — „ich finde keine Nothwendigkeit, etwas zu unterschreiben, was auf einen Betrug hinauszulaufen scheint. Was treibt diese Frau und ihren Bruder dazu, solche Gedanken gegen uns zu hegen? Halten Sie mich wirklich

für albern genug, um an die Fabel einer außerordentlichen Zuneigung zu glauben, Abbé?"

„Nein," antwortete dieser mit der Freundlichkeit, die er als stehende Maske in seinem ganzen Leben fest gehalten hatte, „ich muthe Ihnen, Fürst, keinen Aberglauben zu. Ich will nur Ihr Bestes."

Ein verächtliches Lächeln glitt aus dem Auge Sergius' über den Abbé, er würdigte ihn keiner Antwort. Bernard wurde nicht im Geringsten davon berührt. „Mein Herr," sagte er, „indem ich Sie zu der Unterzeichnung zn bereden suche, will ich nur Ihr Bestes, das heißt Ihr Leben retten."

„Wahnsinniger!" rief der Fürst.

„Haben Sie die Gnade mir eine Frage zn beantworten," fuhr Bernard ruhig fort, „was ist der Zweck Ihrer Reise nach Paris? doch jedenfalls, um den Ihnen gehörenden Theil der bedeutenden Erbschaft Ihrer verstorbenen Schwester, der Frau Fürstin in Empfang zu nehmen."

„Sie werden langweilig, Abbé," sagte Sergius mißgestimmt, „Sie erschöpfen meine Geduld."

„Es ist möglich," entgegnete dieser, „am Ende aber werden Sie es mir danken. Erlauben Sie mir, Sie noch mehr zu langweilen, als schon geschehen ist. Ihre Verhältnisse zur russischen Regierung gestatten Ihnen die Rückkehr nach Rußland nicht, ich weiß es, die Politik erlaubte es bis jetzt, daß Ihnen die Revenüen Ihrer Güter ausgezahlt wurden; sollte die Rücksicht, die unerklärlich

erscheint, da das Confiscationssystem Rußlands allgemein bekannt ist, nicht auf ganz besondere Speculationen sich basiren? Denken Sie nach, Fürst. Wäre es nicht möglich, daß man Sie täuschen und locken will, wieder nach Rußland zurückzukehren, um sich Ihrer, als Haupt einer Verschwörung bemächtigen zu können."

„Man irrt sich, ich kehre nie nach Rußland zurück," entgegnete Sergius.

„Diese Vorsicht zeigt von Ihrer Weisheit, aber die Gegenmaßregel der Regierung wird die Entziehung Ihrer Revenüen sein, man wird Sie zu zwingen suchen, sich selbst ihr in die Hände zu geben. Ein Fürst empfindet die Armuth weit mehr, als jeder andere Mensch. Und ohne Revenüen müßten Sie arm werden."

„Wo soll das hinaus?" rief Sergius ungeduldig mit dem Fuße stampfend.

„Der Ihnen zufallende Theil der Erbschaft sichert Sie vor der Schmach der Armuth."

„Abbé!" rief der Fürst mit blitzenden Augen. — „Ich bin im Stande diesen Schlag zu führen."

„Sie? Sie? Armseliger! — Ihrem Stolz ist dies eine Wunde, ich weiß es," redete Bernard mit der ruhigen Freundlichkeit wie früher, „eine Anzeige von mir, und Fürstin Velaska, Ihre Schwester, wird als des Mordes an Afanasia verdächtig verhaftet, ja ich verbinde mich sogar, die Beweise zu stellen."

Der Hochmuth des Fürsten wich einem außerordentlichen Erstaunen, es folgte eine Pause. „Fürst," nahm der

Abbé das Wort, „Sie werden von der traurigen Todesart Afanasia's gehört haben, ich beweise es, daß Alles auf Anstellen der Frau Fürstin Velaska geschehen ist, nur die Hochachtung, welche ich für Ihre verstorbene gnädige Mama empfand und noch empfinde, kann es mir als Pflicht auflegen, dies entsetzliche Geheimniß zu verschweigen. Mit der Veröffentlichung desselben ist auch die große Erbschaft für Sie verloren, Ihr erlauchter Name gebrandmarkt durch ein scheußliches Verbrechen."

Jetzt schwieg der Abbé, er ergötzte sich an dem Eindruck, welcher so sichtbar dieses hoffärtigen Mannes Gesicht verwandelte. In diesem verhängnißvollen Moment trat Perseus ein, jener kleine alte Mann im einfachen und zwar abgetragenen Kleide, mit dem stillen Lächeln eines Philosophen, der über sein System ganz im Klaren ist und nur eben dies stille Lächeln für die Schwachheit oder auch Feigheit und Muthlosigkeit Anderer als schlagende Gegenpart noch übrig hat — ein Lächeln des Zweifels, der Verachtung aller der kleinlichen Verhältnisse, die das Menschenleben so in einander greifend bewegen. Ueber Bernards Gesicht flog eine Wolke des Verdrusses, durch die Dazwischenkunft dieses Mannes unterbrochen zu werden, Perseus übte auf ihn einen eigenthümlichen Einfluß, der Abbé fühlte sich unsicher in seiner Gegenwart, er empfand die geistige Ueberlegenheit dieses ruhigen und scheinbar von nichts bewegten Mannes, es war ein Uebergewicht, welches unsichtbar von Perseus aus auf ihn einwirkte. Der ruhige kalte Blick des-

selben schien ihn zu durchschauen, seine Gedanken zu lesen — es war eine Furcht in dem Abbé vor diesem Manne, wie er sie noch vor keinem Menschen gefühlt hatte.

Als Perseus eingetreten war, fiel sein Blick zuerst auf Bernard, als wisse er um Alles, was dieser so eben verhandelt.

„Perseus!“ rief der Fürst auf ihn zugehend, „es ist gut, daß Sie kommen, ich bedarf Ihres Beistandes.“

„Wirklich?“ entgegnete dieser lächelnd, „das könnte mich stolz machen, wenn meine Philosophie mich nicht längst über den Gedanken erhoben hätte, auf irgend einen Dank von einem Menschen mehr zu geben, als es grade Zeit braucht, ihn auszusprechen und ihn zu vergessen.“

„Nichts von Ihrer Philosophie,“ entgegnete Sergius unmuthig, „hier handelt es sich um einen Verlust.“

„Ich ahne,“ sagte Perseus mit Ruhe, indem er den Abbé erblickte, „der Herr will Sie zur Unterschrift des Erbvertrags bereden.“

„So ist es, ja,“ antwortete Bernard, der nun sprechen zu müssen glaubte, „ich eröffnete dem Fürsten Einiges was ihn unangenehm berührt zu haben scheint.“

„Verbergen Sie sich nicht, mein Herr,“ sprach Perseus lächelnd — „ein Zufall hat mich zum Mitwisser eines Geheimnisses gemacht, welches auch das Ihre ist. Es betrifft den Tod der Fürstin Afanasia im Krankenhause.“

Der Abbé trat ein paar Schritte erschrocken zurück, das Wissen dieses Mannes um ein Verbrechen, welches

so sehr verhüllt war, mußte nothwendigerweise einen Eindruck der Furcht auf ihn hervorbringen; dazu kam der kalte, durchforschende Blick, den Perseus auf ihm haften ließ, und Bernard sonst so unerschrocken, fühlte sich in eine große Verwirrung versetzt. In diesem Moment glaubte er, er habe von diesem Manne Alles zu fürchten. Der Fürst war nicht weniger überrascht, obwohl sein Charakter ihn vor solch einem offenbaren Schrecke, wie der Abbé wies, bewahrte. Die Hoffart ist eine königliche Hauptsünde, sie behält selbst in Stunden der Gefahr einen Anstrich von Charakterstärke, wenigstens bewahrt sie ihren Träger, wenn seine geistige Natur nicht von Grund aus gemein ist, vor jenen Aeußerungen der Schwäche, der Feigheit, denen sich Andere so oft unbewußt hingeben, wenn ein Schlag ihre Hoffnungen zu vernichten droht.

Eine kleine Pause war eingetreten. Perseus schien auf eine Entgegnung von Seiten des Fürsten zu warten. Dieser rief nach einer Weile: „Perseus! wovon sprechen Sie?"

„Ich hätte nicht geglaubt, Fürst, daß Sie über eine solche Sache erschrecken könnten," antwortete Perseus mit der an ihm gewohnten Ruhe, „ich glaubte, durch den Umgang mit mir hätten Sie eine Verachtung des menschlichen Treibens gewonnen, eine Erkenntniß, wie nur derjenige wahrhaft glücklich ist, der sich über die Menschheit erhebt, der Alles ergreift, über diese im Schmutze des niedrigsten Eigennutzes kriechenden Menschen zu triumphiren, sie zu

unterjochen, sein Interesse über das ihre zu setzen und kein Mittel scheut, sich allein zum Herrn, alle Andern zu Sclaven zu machen. Fürst, erheben Sie sich zu der Kraft, die ich Sie gelehrt habe. Handeln Sie. Ich bin im Stande, Sie von einem Plane zu unterrichten, der darauf hinzielt, Sie zu verderben. Treten Sie näher, Abbé — Sie sind nicht unbetheiligt dabei."

Wenn jemals der Abbé in seinem Leben die Ahnung einer Nemesis empfunden hatte, die mit eisiger Todeshand an sein Herz griff, und es zu zerdrücken drohte, so war es in diesem Moment. In Perseus' Blick lag für ihn der Hohn einer Hölle, unter deren Uebergewichte er zermalmt zu werden glaubte. Perseus war ein Teufel, vor welchem er zitterte, dessen furchtbarem Einflusse er sich nicht entreißen konnte, dem er sich unterthan fühlte.

Nach einer Pause hob Perseus wieder an: „Erinnern Sie sich, Fürst, daß ich zu Ihnen sagte: Kain erschlug den Abel um des Opferrauchs willen, Geld ist mehr als Opferrauch, es gibt keine Geschwisterliebe — nun denn, Sie haben von Ihren beiden Geschwistern Alles zu fürchten. Fürstin Velaska's Geiz trachtet nach der gesammten Erbschaft — sie ist die Ursache des Todes Afanasia's, nicht um den Namen zu retten, der leicht bei der rückkehrenden geistigen Gesundheit Afanasia's durch das Geständniß eines fast erwiesenen Verbrechens an dem Prinzen ihrem Gemahl hätte gebrandmarkt werden können, sondern um die große Erbschaft zu sichern, beging sie ein unerhörtes Verbrechen

mit Hilfe Anderer. Nicht um Sie und Fürst Ismael, Ihren Bruder zu bereichern, verübte sie diesen Mord, nein, weil sie den Willen hat, eben so gegen Ismael zu handeln, und dann Ihre Erbin zu werden. Verlangen Sie es, so stelle ich Ihnen Beweise der Wahrheit meiner Worte. Sprechen Sie, Abbé — hatten Sie keine Ahnung, daß solch' ein Verbrechen geschehen?"

„Lassen Sie den Fürsten sich Ihre Frage beantworten," entgegnete Bernard leichter athmend.

„Nun denn, kommen wir zum Ende," fuhr Perseus fort, „was Sie von Ismael zu erwarten haben, wissen Sie, er hat Sie einmal schon verrathen und Ihr Leben Ihren Feinden Preis gegeben. Sein Neid wird Ihr Mörder werden, besonders jetzt, wo es gilt, durch eine loyale Niederträchtigkeit an Ihnen seines Kaisers Ungnade zu versöhnen und Ihr Erbe wie der Ihrer Schwester zu werden. Kain erschlug den Abel um des Opferrauchs willen; Geld ist mehr als Opferrauch, es gibt keine Geschwisterliebe."

Perseus schwieg, er ließ den Eindruck Wurzel fassen, der so sichtbar auf dem Antlitz des Fürsten sich ausprägte. Sergius' Gesicht war von einer dunkelrothen Gluth überlaufen, seine Augen blitzten. „Diese Niederträchtigen!" rief er, „sie wollen mich verderben, ich verachte sie."

„Und werde ihnen imponiren, fügen Sie hinzu," ergänzte Perseus ruhig.

„Sie müssen sie vernichten, wollen Sie nicht der Vernichtete sein."

„Um die Fürstin zu täuschen und den Fürsten zu ret=

ten, wollte ich vorhin des gnädigen Herrn Unterschrift für den Erbvertrag zwischen den Abkömmlingen der Familie Bruce erzielen," bemerkte der Abbé, dem der alte Muth nun zurückgekehrt war, „ich scheute mich, diese üble Angelegenheit in so graden Worten auszusprechen wie Sie, mein Herr."

Perseus lächelte. „Es ist nothwendig, diese Unterschrift zu leisten," sagte er zum Fürsten. „Sie werden diese Nothwendigkeit sogleich erkennen, wenn ich Ihnen beweise, daß die Idee, diesen Erbvertrag unter den Abkömmlingen des Hauses Bruce zu schließen, von Lord Paul Orlimont-Bruce und dessen Schwester, der Lady Drysesdale ausging. Diese Kenntniß von der Entstehung des Erbvertrags wird Ihnen ein hinreichender Commentar zu diesem Schreiben sein, welches am heutigen Morgen die Lady von ihrem Bruder, dem Lord aus Petersburg empfing, das, da ich vor einer Stunde bei ihr war, zufällig in meine Hände fiel, ohne daß sie es bemerkte. Ein flüchtiger Blick überzeugte mich, daß ich ein großes Geheimniß entdeckt hatte und — deswegen bemächtigte ich mich, da es unbemerkt geschehen konnte, des Briefes. Lesen Sie, Fürst, und erstaunen Sie über die zärtlichen Gefühle unter Blutsverwandten."

Das Gefühl des Muthes, welches vor wenigen Augenblicken bei dem Abbé zurückgekehrt war, wich plötzlich. Der Gedanke an die Möglichkeit, daß in diesem Briefe etwas enthalten sein könne, was auf ihn Bezug habe, machte diesen so unerschrockenen Mann, der eben nicht so leicht vor

irgend einer Gefahr zitterte, in diesem Augenblicke beben. Mit einer gräßlichen Seelenangst ließ er seine Augen auf dem Fürsten haften, der unterdeß den Brief las.

Perseus stand gänzlich theilnahmlos, mit verschränkten Armen fast in Mitte des Zimmers, und schaute eins der Bilder an, die ringsum als Tapetenstücke die Wände schmückten. Es stellte das Gastmahl des Herodes vor, wie der schönen Herodias das blutende Haupt Johannes des Täufers gebracht wird. Perseus schien sich an dem wundervoll klaren Ausdruck der blutdürstigen Freude dieses schönen jungen Weibes zu ergötzen, an dem teuflischen Lachen, welches treu der Natur über das Gesicht von Herodias Mutter sich ausbreitete, an dem Ausdruck der niederträchtigen, unmännlichen Schwäche in den Zügen des Herodes, wie man sie als Stempel aller jener Menschen findet, die zwitterhaft zwischen Tugend und Laster schwanken, der einen willenlos, nur von Umständen getrieben, sich zuneigen, dem anderen gewissenlos ihre Hand reichen — Perseus schien ganz in dies Bild vertieft, während der Abbé fast Blut schwitzte vor Kummer über den möglichen Inhalt des Schreibens. Aber des Abbé's Angst vermehrte sich noch mehr als der Fürst von dem Blatte seine Augen zuweilen aufschlug und ihn starr, durchbohrend anschaute. Nie hatte der Abbé einer solchen Qual der Ungewißheit unterlegen als jetzt in dieser verhängnißvollen Minute. Eine lange, furchtbare Pause herrschte, als der Fürst zu Ende gelesen. Er stand Bernard gegenüber, der fast in die Kniee sank; so

bebte er am ganzen Körper. Nach einer Weile rief der Erstere: „Elender, Sie sind also die Seele eines abscheulichen Planes, zum Untergang unserer Familie geschmiedet.“

„Mein Herr!“ stammelte Bernard.

„Schweigen Sie!“ donnerte Sergius ihm zu, „hier steht es — hier mit klaren Worten, es ist nicht möglich zu läugnen. Rufen Sie meine Diener, Perseus, ich will an diesem Verdammten eine Rache ausüben, die seiner Schändlichkeit würdig ist.“

„Nein, Fürst,“ antwortete Perseus mit der furchtbaren ihm eigenthümlichen Ruhe und dem eisigen Hohnlächeln, welches stereotyp in seinem Gesichte lag — „kein Aufsehen, — er ist zu jämmerlich, lassen Sie ihn in Ruhe, verachten Sie ihn, lernen Sie die Diener der Religion kennen, die Sie in thörigtem Wahn bisher noch als die Einzige unter der Menschheit betrachteten, welche für die Abscheulichkeiten des niedrigsten Eigennutzes unzugänglich wären; vergönnen Sie mir einige Worte im Geheim.“ Perseus führte den Fürsten nach dem nächsten Fenster und sprach dort leise und nachdrücklich zu ihm, wobei sie dem Abbé den Rücken zuwendeten. Der Letztere war so vollkommen vernichtet, daß er für den ersten Moment gar keine Gedanken im Kopfe hatte, wenigstens keines sich klar bewußt war. Um nicht zusammenzusinken, klammerte er sich an die Platte des Tisches an, der etwas zur Seite zwischen ihm und dem Fürsten gestanden hatte. Das Bewußtsein, Alles verloren zu haben und noch obendrein mit diesem Verlust auch sich in

der Gewalt eines Andern zu sehen, der gewiß nicht versäumen wird, das Möglichste zum gänzlichen Verderben seines geheimen Feindes herbeizuführen, erschütterte diesen geiststarken Mann bis zur geistigen und körperlichen Ohnmacht. Mit diesem Augenblick, der für ihn unstreitig auch das größte Ereigniß seines thatenreichen Lebens war, sank er in ein bodenloses Nichts. Ein ganzes Leben war umsonst. Die Veröffentlichung seiner Theilnahme an einem so weitausgesponnenen Verbrechen zerstörte nicht nur sein moralisches Dasein, es brachte ihn auch für sein übriges Leben in eine für solch' einen immerwährend schaffenden Geist furchtbare Isolirung, der Kerker wartete seiner bis zum letzten Hauche. Als er wieder einen klaren Gedanken fassen konnte, war der erste eine Verwünschung gegen den Lord und die Lady, eine Verwünschung gegen sich selbst, eine Verwünschung gegen Perseus, diesen dämonischen Zerstörer seiner Pläne, seiner Hoffnungen, selbst seines Lebens. Indeß solch ein mächtiger Geist findet, wenn auch der Boden unter ihm gähnt und wankt, immer noch eine Stütze, welche ihn in's Gleichgewicht zurückbringt; so stieg auch der Gedanke in dem Abbé auf, ob nicht noch eine Möglichkeit vorhanden sei, den Todesstreich, den er so eben empfangen, in seinen entsetzlichen Wirkungen zu schwächen, denn gänzlich ihn ungeschehen zu machen, war nicht denkbar. In dieser plötzlich in ihm aufschießenden Idee, welche seine geistigen Fähigkeiten zum Handeln schnell aufmunterte, fiel sein Blick auf den Tisch — auf der Seite, wo der Fürst

gestanden, lag das Schreiben des Lords, es war ein Blatt feines, weißes Postpapier. Es zu vernichten, war sein erster Gedanke, aber es mußte unbemerkt geschehen; wenn er es auch schnell in Stücken zerrissen haben würde, so wären, im Fall der Fürst und Perseus ihn nicht daran hindern konnten, doch selbst die einzelnen Stücken zusammengesetzt, ein Beweis gegen ihn geblieben. Es wegnehmen und bei sich verbergen, war eben so gefährlich; sobald es vermißt wurde, würde man ihn durchsucht und es gefunden haben. Dieser Mann der Erfindung verzagte einen Augenblick, da er keinen Ausweg sah, sich des verhängnißvollen Papiers zu bemächtigen und es für immer zu zerstören, um seinen Feinden jeden Beweis gegen ihn zu entreißen. In diesem Moment der Verzweiflung an seiner geistigen Kraft durchschlich ihn ein Krampf, ein Fieberschauer, der seine Zähne unwillkürlich auf einander preßte. Hätte ein Stein, eine Stahlplatte zwischen seinen Zähnen gelegen, so dürften diese gewiß die Spuren dieser krampfhaften Gegeneinanderpressung darauf eingeprägt haben.

Der Fürst und Perseus sprachen sehr laut mit einander, seine Anwesenheit blieb gänzlich von ihnen unbeachtet — der Abbé verstand nichts von dem was sie verhandelten, sie sprachen in fremder, jedenfalls russischer Zunge.

Sergius schien außerordentlich aufgeregt, seine Hand fiel zuweilen heftig auf das Fensterkissen. Plötzlich durchleuchtete ein Blitz des Abbé's Gehirn, er neigte sich etwas vor, ergriff das verhängnißvolle Blatt mit zwei Fingern und

brachte es schnell hinter sich in seine Rocktasche, in deren Tiefe er es, so gut es sich thun ließ, zu einer kleinen Kugel zusammenknitterte. Der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn, er fürchtete, das Geräusch des Knitterns dieses Papieres könne die von ihm abgelenkte Aufmerksamkeit der Beiden leicht wieder auf ihn zurückführen, aber eine unsichtbare Macht schien ihn zu schützen, weder Perseus noch der Fürst sahen sich nach ihm um — mit einer Schnelligkeit ohne Gleichen entzog Bernard seine Hand, in deren Fingern er die Papierkugel hielt, der Tasche und hob die Erstere nach dem Munde, das verhängnißvolle Blatt wurde von seinen Zähnen sorgsam zermalmt, in Eile schluckte er die einzelnen kleinen, abgebissenen, durch Speichel schnell zerweichten Papierstückchen hinunter, der sicherste Vernichtungsweg, welchen ein so gefährliches corpus delicti nur je wandern konnte. Als er die Gewißheit nun besaß, daß keine Macht der Erde gegen ihn ein Zeugniß auf Verdacht aufbringen könne, fühlte er sich auch schnell wieder muthig wie früher, denn er war gesichert. Wer konnte auch gegen ihn mit einer durch den geringsten Beweis bekräftigten Anklage nun auftreten? Niemand. Charles durfte es nicht wagen, er besaß nichts Schriftliches, der Lord und die Lady hatten alle Ursache zu schweigen, der Abbé war im Besitz der Mitwissenschaft ihrer Verbrechen, deren letztes Abbé Orlimont gewesen, sie würden sich selber vernichtet haben mit ihm, und diese Menschen besaßen zu viel Lebenslust. Im Gegentheile hatte er das Spiel gegen Alle in der Hand —

eine Aussage Virginiens mußte gegen Charles und für seine bewährte Rechtlichkeit zeugen. Niemand konnte eine vor Gericht giltige Anklage gegen ihn erheben, sie waren Verdammte, die sich nur selber das Todesurtheil dadurch gesprochen haben würden, seine eigenen Handlungen lagen in dem undurchdringlichen Schleier des Geheimnisses verborgen. In dem durch diese Gewißheit hervorgerufenen Muthe trat er jetzt mit Geräusch von dem Tische weg und da sich der Fürst und Perseus nach ihm umblickten, sagte er mit Ruhe: „Meine Herren, ich verlasse Sie, um Sie nicht in dem Eifer Ihrer Unterhaltung zu stören."

„Zur Hölle mit Ihnen, Auswurf der Menschen!" rief der Fürst ihm zu.

„Sie verwechseln die Orte, mein Herr," entgegnete der Abbé lächelnd und triumphirend, „mein Weg dürfte mich höchstens zum Präsidenten des Criminal-Tribunals führen, um Fürstin Velaska eines unerhörten Mordes anzuklagen. Dann aber würde das reiche Erbe, nach welchem Sie lüstern sind, durch Gerichtsausspruch an den Fürsten Schwiegervater der in Raserei Verstorbenen zurückfallen. Sie vergessen ferner, mein Herr, daß ich durch Zufall im Stand gesetzt worden bin, Ihre hochverrätherischen Verschwörungen gegen Rußland ganz zu durchschauen und Sie daher der russischen Gesandtschaft zu denunciren, welche bereits ein wachsames Auge auf Sie hat. Wagen Sie es gegen mich aufzutreten, wenn Sie den Muth dazu haben, ich zittre nicht!"

Mit einer leichten Verbeugung, die mehr Spott, als Ehrenbezeugung war, verließ der Abbé das Zimmer mit stolzem Schritt, welcher den Triumph ausdrückte, dessen er sich jetzt im Gefühle der Sicherheit bewußt war. Er ging ungefährdet aus einem Wetter hervor, welches ihn in den tiefsten Abgrund zu schmettern drohte. Im Augenblicke als er das Hotel verlassen wollte, stieß er an dessen Portal mit Charles fast zusammen. „Unsere Wege durchkreuzen sich wunderbar, Herr Abbé,“ bemerkte dieser lächelnd.

„Sie haben Recht, Herr Chevalier,“ entgegnete dieser im gleichen freundlichen Tone, „ich betrachte es stets als ein sehr günstiges Zeichen, meine Feinde zu vernichten, sie ans Kreuz zu schlagen.“

„Sympathie zwischen uns,“ ironisirte Charles, „auch ich betrachte unsere Begegnungen mit einander für ein solches mir erfreuliches Zeichen, Herr Abbé.“

Mit Blicken des Hohnes und gegenseitigen leichten Verbeugungen trennten sie sich.

Neue Dispositionen.

Fürst Sergius sah mit starrem Erstaunen dem das Zimmer verlassenden Abbé nach, Perseus stand neben ihm, ruhig und gleichgiltig wie immer.

„Der Elende!" rief Sergius enpört.

„Ich finde das sehr in der Ordnung, Fürst," sagte Perseus — „er ist frei von jeder Gefahr."

„Wie?"

„Gewiß, er hat sich des Blattes bemächtigt, welches ihn allein verderben konnte."

„Himmel und Hölle, ich will ihm nach!"

„Nein, lassen Sie das, Fürst, man muß nie unnütze Dinge vornehmen. Wollen Sie vor Gericht etwa gegen ihn auftreten? Ihr Interesse duldet das nicht, Ihr Stolz muß sich dagegen regen, Sie würden Ihren eigenen Namen brandmarken, denn ein überlegener Feind würde nichts schonen, um Sie schwer und empfindlich zu verletzen."

„Dieser Feind bleibt aber der Nämliche," bemerkte Sergius.

„Aber nicht öffentlich, Fürst,“ entgegnete Perseus. — „Er wird immer Ihr Feind sein, denn Sie haben ihn gedemüthigt, Sie haben ihn klein und vernichtet gesehen, das ist mehr als das Bewußtsein, daß Sie seine Pläne durchschauet haben. Er fürchtet Sie nicht, Sie haben keinen Beweis mehr gegen ihn, aber er ist lächerlich ehrsüchtig.“

„Meinen Sie, daß er den Plan, zur Ausrottung unserer Familie beizutragen, aufgeben wird?“ fragte der Fürst.

„Nein, ich glaube es nicht,“ sagte der Vorige.

„Dann bin ich mit betheiligt!“ rief Sergius — „er trachtet darnach mein Mörder zu werden.“

Perseus lächelte. Der Fürst schien aufgeregt durch den Gedanken — ha, das Bewußtsein, in eines Gegners Hand zu sein, ist für einen stolzen Charakter doppelt schmerzlich!

„Warum lächeln Sie, Perseus?“ fragte Sergius.

„Weil Sie sich in diesem Labyrinthe nicht zurecht finden können, wie es scheint. Erlauben Sie mir, Ihnen den Stand der Dinge, wie er sich wahrscheinlich herausstellen wird, auseinander zu setzen. Sie können ruhig sein über die lächerliche Drohung des Abbé, das Verbrechen Ihrer Schwester, der Fürstin, an Afanasia zu veröffentlichen. Er kann es seiner selbst willen nicht, auch kann er keine Beweise stellen. Sein Stand erlaubt es ihm nicht, weil er von Ihnen und mir des Complottes gegen das Leben Ihrer Familie beschuldigt zu werden fürchtet — welch eine Anklage gegen einen Prie=

ster! Aber er wird Ihr Mörder werden durch Andere, ich meine durch Ihre Geschwister. Hat die Fürstin Velaska den Mord an Ihrer Schwester nicht gescheut, so ist auch kein Grund vorhanden, den an Ihnen und an Ismael ihr nicht zuzutrauen. Im Gegentheil es ist auf der Fürstin Seite eine bedingte Nothwendigkeit, will sie das Verbrechen an Afanasia nicht umsonst begangen haben, und es geschah, um die reiche Erbschaft zu retten. Wären Sie so leichtgläubig, um zu wähnen, daß dieses Verbrechen, dieses Aufsichladen eines Mordes, um Sie und Ismael zu bereichern, geschehen sei?"

„Sind Sie von dieser That Velaska's überzeugt?" fragte der Fürst.

„Ich bin es und auch Sie sollen es werden, ich erwarte in kurzer Zeit denjenigen, welcher ihr dabei behilflich war — aus seinem Munde sollen Sie diese Aussage vernehmen, Fürst. Er willigte in die entsetzliche That, um Ihres Familiennamens Ehre zu retten, die durch die rückkehrende Gesundheit Afanasia's in Bezug auf die fast zur Gewißheit gewordene Aussicht eines Mordbekenntnisses von ihr, gebrandmarkt worden wäre. Ich glaube, der Thor ist in Velaska verliebt!"

Perseus schlug ein kurzes helles Lachen auf.

„Glauben Sie mir, Fürst, dieser Narr ist nichts weniger als Menschenkenner," fuhr er zu sprechen fort — „er hat sich häßlich verrechnet. Er glaubte eine Zuneigung für sich bei Velaska zu finden — hahaha! Der Geiz ist ein

Capitallaster; der Geizige liebt die Wollust nicht, weil sie ihm selbst im Genusse Kräfte kostet, ein geiziges Weib hingegen liebt dieselbe, weil sie im Genusse noch empfängt — das ist ein wesentlicher Unterschied, weswegen auch Viele die Hoffnung hegen, eine reiche Geizige zu einer Heirath treiben zu können. Die Fürstin aber liebt den Genuß und die Freiheit, sie haßt jede Ehe, wo sie nicht die Möglichkeit einer baldigen Beerbung des Gemahls voraussieht, bei der sie sich bereichern könnte."

„Wer ist der Narr, welcher sich solche Hoffnungen gemacht?"

„Sie kennen ihn bereits, es ist der Chevalier von Miramont."

„Der Wahnsinnige!" rief der Fürst — „eine Fürstin aus dem ältesten und erlauchtesten Hause Asiens und ein armer französischer Adeliger! pfui!"

„Ja, er hat sich häßlich verrechnet, doch berühren wir diesen Punkt nicht, wenn er zugegen ist — der Mann ist zu brauchen. Doch weiter. Lassen Sie mich über Ihren Bruder, den Fürsten Ismael schweigen, Sie wissen, wie weit Sie ihm zu trauen haben."

„Der Schändliche hat mich und so Viele verrathen!" rief Sergius.

„Fürst," sprach nach einer Weile Perseus — „merken Sie auf meine Worte. Vernichten Sie Diejenigen, welche Ihre Vernichtung wünschen und herbeizuführen suchen werden. Der Reichthum ist die wahre Freiheit. Unter-

zeichnen Sie den Erbvertrag und er wird Sie in den Stand setzen, als letzter Ueberlebender die Herrschaften Ihrer Familie mit denen des Lords und der Lady unter Ihrem Besitz zu vereinen, die Hinterlassenschaft Afanasia's, Velaska's zusammengescharrten Reichthum, ihre Güter fallen Ihnen noch obendrein zu. Sie sind dann der Reichste unter den Reichen, alle Welt wird sich dann vor Ihnen beugen."

Perseus schwieg, der Eindruck, den seine Worte auf den Fürsten hervorbrachten, war zu sichtbar. Die Gestalt dieses schönen, stark gegliederten Hercules schien zu wachsen unter der Idee, als Krösus seinem Stolze, seiner maaßlosen Hoffart ein ungeheures Feld zu schaffen. Seine Augen flammten, sein Gesicht glühte, das Blut seiner Adern jagte durch den ganzen Körper, aber es war kein wehethuendes, beengendes Gefühl, nein, es war vielmehr die wonnige Empfindung, die jede höhere Spannung der Nerven bei großen freudigen Bewegungen herbeiführt. Nach einer Weile reichte er Perseus die Hand.

„Ich folge Ihrem Rathe — und Sie sollen mich nicht umsonst bei Ausführung dieses großen Planes unterstützen."

„Sie träumen, Fürst!" rief Perseus mit einem dämonischen Grinsen — „setze ich einen Stolz darein, reich zu sein? — Nein! mich ekelt der Reichthum an. Ich war reich, ich war groß — ja gewiß, ich war groß, ich habe Alles genossen, Alles, ich konnte den Reichthum der entdeckten Erde vor mir aufgehäuft sehen, Gold, Silber, Edel-

steine — die Menschen lagen im Staube vor mir, ich trat sie mit Füßen — ha, es war eine schöne Zeit!"

Perseus schien dieser Erinnerung einstiger Größe einige Augenblicke zu widmen, er stand gleichsam mit einem steinernen Antlitz, den Blick zum Boden gesenkt, und in diesem Blicke glühte eine Hölle. Sergius sah ihn staunend an. Nach einer Weile hob Perseus wieder an:

„Der Reiche kann nicht stolz sein, aber man muß erst reich gewesen sein, um stolz zu werden — die Armuth ist der rechte Boden für den Stolz, die Erinnerung, wie einst das Menschengesindel, als wir reich waren, vor uns im Staube kroch, wie es nach einem Lächeln, nach einem gnädigen Fußtritt des Reichen sich sehnte und sich glücklich dabei fühlte, giebt uns erst den rechten Grad der Verachtung, den man haben muß, um sich über die Brut der Menschen erheben zu können. Diogenes war ein solcher großer Geist, er verachtete Alles, ja sich selbst. Glauben Sie nicht, Fürst, daß der, welcher die Achtung vor der Welt verloren hat, der selbst in seinem Aeußern, in seiner Kleidung die Verachtung seiner Mitmenschen blicken läßt, den höchsten Gipfel der Erhebung über alle Verhältnisse erstiegen hat? Diese Erhebung ist eine Lust, sage ich Ihnen, aber sie muß durch Erfahrungen erkauft werden."

„Sie sind ein Sonderling, Perseus, Sie rathen mir den Reichthum an und rühmen die Armuth. Sollte es noch einen Menschen geben, der Ihre Ansichten theilt?"

„Sie zweifeln, Fürst? gut, Sie fordern mich dadurch zum Beweise auf.“

In diesem Augenblick meldete ein Diener den Chevalier von Miramont. Wir verlassen Beide und folgen dem Abbé, welcher durch die am Portal des Hotels stattgefundene Begegnung mit Charles eine Spur des Verraths gefunden zu haben glaubte, die seinen ganzen Plan auf den einstigen Besitz der durch den Erbvertrag dem letzt Ueberlebenden der Abkömmlinge Bruce zufallenden Güter zerstört hatte. Er stieß eine Verwünschung gegen Charles aus und schwur sich selbst einen hohen Eid, diesen Niederträchtigen so schnell als möglich aus dem Wege zu räumen, ehe er ihn in eine noch größere Gefahr stürzen könne. Indem der Abbé den Auftritt, den er so eben beim Fürsten erlebt und der ihn fast vernichtet hatte, als von Charles ausgegangen betrachtete, empfand er gegen sich selbst einen heftigen Zorn, er überhäufte sich mit Vorwürfen.

„Ich hätte diesen Schändlichen schonen sollen,“ sagte er zu sich — „welch ein unseliger Hochmuth konnte mich verführen, ihn so unzeitig in den Staub zu treten, es war später Zeit dazu — ich wußte, daß er mein Feind sei, — warum reizte ich ihn unnöthigerweise, wo ich nicht die Mittel besaß, ihn augenblicklich zu vernichten?“

In der That war dieser Vorwurf nicht ungerecht; ein Mann, der so wie der Abbé ein großartiges Ziel verfolgt, darf nie seiner Leidenschaft den Zügel schießen lassen, er steht parallel mit dem willenlosen Sclaven, dieser gehorcht

ohne Widerspruch seinem Gebieter, jener einem großen Zwecke, Beide sind der Tyrannei unterthan. Der Abbé gab sich in Folge der Scene im Hotel des Fürsten, einem sehr angestrengten Denken hin. Er sagte sich, daß er einen Theil des Feldes verloren habe und jetzt neue Dispositionen treffen müsse. Er fühlte den Zwang, so rasch als möglich zu Handlungen zu schreiten. Die Gefahr, zu verlieren, ließ keine unnütze Zögerung mehr zu. Er hatte ja die Hauptpersonen in der Hand, sie mußten seinem Willen gehorchen. Sein Weg führte nach dem Hotel der Lady. Ohne bei derselben im ersten Stockwerk einzutreten, sagte er nur einem Diener, die Lady möge ihn erwarten, er habe Einiges der Fürstin vorher zu melden. So befand er sich denn bald im Vorzimmer der Fürstin und wurde ihr gemeldet.

„Eine ungewöhnliche Stunde, Herr Abbé," sagte die Fürstin ihm einige Schritte entgegengehend — „doch Sie sind stets willkommen."

Der Abbé küßte die schöne Hand der vornehmen Dame mit Zierlichkeit.

„Madame," sagte er, „ich betrachte Ihre Güte als eine große Schmeichelei für mich und daher schmerzt es mich doppelt, daß ich Sie betrüben muß."

„Mich betrüben?" fragte Velaska — „ist Ismael vielleicht auf der Reise hierher gestorben oder sonst ein Unglück geschehen?"

„Madame, Sie haben dem Chevalier Ihr Vertrauen

geschenkt," fuhr der Abbé rasch fort — „Sie haben es einem Undankbaren gegönnt."

„Mein Herr, Sie sprechen mit solcher Bestimmtheit."

„So eben hat er Sie verrathen."

Die Fürstin erbleichte.

„Mich? in wie fern?"

„In Bezug auf Afanasia."

Eine Pause folgte, die Fürstin schien ganz unschlüssig, ob sie antworten solle oder nicht. Der Muth zu dem Ersteren schien ihr zu fehlen.

„Ja, Madame, mein Mund graut sich etwas auszusprechen, was, wenn es öffentlich würde —"

„Mein Gott!" rief die Fürstin.

„Der Chevalier hat in dem Hotel des Fürsten, Ihres Bruders, sehr lange und geheime Unterredungen mit demselben."

„In meinem Auftrage, Abbé," bemerkte die Vorige — „es ist nothwendig, daß ich mich mit meinem Bruder, dem Fürsten Sergius, über verschiedene Dinge verständige, ich wünschte nicht, daß er mich im Verdacht habe, ich sei unter denen, welche ihn als Verschwörer bei unsrer Regierung denuncirten."

Der Abbé wies blos ein zweifelhaftes Lächeln, dann trat er dicht an Velaska und flüsterte ihr einige Worte leise zu. Daß es Worte von Gewicht waren zeigte der Erfolg. Der Schreck, welchem sie unterlag, war so heftig, daß wenn der Abbé sie nicht augenblicklich unterstützt hätte, sie

niedergesunken wäre. Dies schöne Frauenantlitz war zu Schnee erbleicht, alles Blut wich aus den Wangen und drängte sich nach dem Herzen zurück.

„Erholen Sie sich, Madame, ich bin Ihr Freund," sagte der Abbé mit sanfter Stimme, — „was geschehen ist, können wir freilich nicht ungeschehen machen, aber wir können an die Mittel denken, ein Schweigen darüber zu verbreiten."

Die Fürstin hielt den Arm des Abbé's krampfhaft fest, sie sah ihn starr und mit dem Ausdruck des Entsetzens an, unfähig zu sprechen. Der Gedanke, daß sie verrathen, ihr Verbrechen bekannt sei, war für sie ein moralischer Todesstreich; mit diesem Bewußtsein verlor sie Alles, ihre Hoffnungen, ihre Pläne — Alles zerfiel in Nichts.

„Ich werde fliehen — ach helfen Sie mir fort, Abbé, retten Sie mich — ach, dieser Elende — dieser Verräther — wäre ich doch nie geboren worden!"

Dieser Ausbruch der Angst schien in diesem Augenblick, wenn man die furchtbare That dagegen betrachtete, doppelt verächtlich. Wie feig war diese Geizige! Nicht der Verlust ihres guten Gewissens, nicht das Bewußtsein, ein unerhörtes, teuflisches Verbrechen begangen zu haben, ängstete sie so sehr, nein, die Gewißheit, durch die Folgen des Verrathes gänzlich ruinirt zu werden, ihren Reichthum sich entrissen zu sehen, trieb sie zu dem Entschluß zur Flucht aus diesem Lande, wo es nicht möglich war, ihren hohen Adel, ihren alten Namen dem Criminalgesetze entgegen zu

stellen und dadurch dem Verbrechen selbst ein anderes Ansehen zu verschaffen.

„Sie sind außer sich, Fürstin,“ sagte der Abbé lächelnd — „ich hätte Sie für muthiger gehalten. Fassen Sie sich — trinken Sie ein Glas kaltes Wasser und hören Sie mir aufmerksam zu — merken Sie wohl auf meine Worte, Fürstin, noch ist nichts verloren, wenn Sie mir folgen.“

Der Abbé ließ sie auf dem Sopha nieder und zog die Klingelschnur. Nachdem die Fürstin das vom Diener gebrachte Glas Zuckerwasser halb geleert hatte, begann der Abbé:

„Ich sage, noch ist nichts verloren. Der Fürst, will er nicht sein eigenes Interesse vernichten, muß schweigen — Sie sehen das ein. Von ihm haben Sie nichts zu fürchten, aber es ist eine nothwendige Folge Ihrer That, daß Sie ihn verstummen machen.“

Der Abbé schwieg. Die Fürstin sah ihn erstaunt und in der höchsten Ueberraschung an.

„Wie? Sie selbst geben mir einen Rath, welcher —“

Der Abbé unterbrach sie, indem er mit Ruhe sagte:

„Madame, ich übe nur den Grundsatz Bestuschew-Rumins, des Großkanzlers Rußlands, der sich der Kaiserin Katharina, die Schmeichler die nordische Semiramis nennen, gegenüber bewährte.“

„Und welcher Grundsatz wäre das?“ fragte die Fürstin.

Ohne irgend zu zögern, antwortete Bernard mit bewunderungswürdiger Gelassenheit:

„Man dürfe Jedermann, insofern man ihn nur ein wenig kennt, die Begehung eines Verbrechens zumuthen, wenn er nur seinen Vortheil dabei findet.“

„Mein Herr!“ rief Velaska überrascht, als wenn eine Empörung der Gefühle in ihr Statt fände.

„Madame,“ erwiderte der Abbé mit Kaltblütigkeit — „keine Exclamationen, wenn ich bitten darf, sie sind hier am unrechten Orte. Lassen Sie uns schnell das Nothwendigste besprechen.“

Die Sicherheit, mit welcher der Abbé der Fürstin gegenüberstand, entkräftete bei dieser jeden Versuch, sich gegen ihn zu erheben. Das eben ist der Fluch der Sünde, sie fühlt sich rechtlos. Der Abbé hatte eine ziemlich lange Unterredung mit der Fürstin, und als er sich von ihr verabschiedete, nahm er die Gewißheit mit, daß er in ihr ein rüstiges Werkzeug besaß, welches seine Pläne fördern helfen mußte, um sich seine Schonung zu erkaufen. Dann begab er sich zu Lady Dryfesdale. Gegen diese Dame benahm er sich anders wie gegen Velaska. Wenn er der Letzteren gegenüber imponiren konnte, weil er um ihr Verbrechen wußte und sie mithin vollkommen beherrschte, so waltete zwischen ihm und der Lady ein ganz anderes Verhältniß. Verbrecher müssen stets Rücksichten gegen einander beobachten und die Lady war noch obendrein ein Charakter voll Energie und Kraft. Der Abbé sah ein,

daß er ganz andere Dispositionen zu treffen habe, um seinen Plan dem Ziele zuzuführen. Alle bei dem Erbvertrag Betheiligten mußten unter seine Herrschaft kommen, nur dann vermochte er einen Sieg zu erringen. Diese schwierige Aufgabe beschäftigte ihn anstrengend.

Zwei Wege.

Lulei Fendriz bekleidete im Gefolge der Lady Dryfesdale eigentlich gar keinen Posten, obgleich er die Livree der Diener des Lords trug. Er glich einer Requisite, welche man nur gelegentlich benutzen kann, und welche natürlich auch nur dann benutzt wird. Man bekümmerte sich nicht außer der Zeit um ihn, die Lady verlangte ihn nie zu sehen, dieser arme, tiefsinnige Elende, welcher einem Gespenst gleich im Hause umherwandelte, lebte daher ganz unbeachtet, sich selbst überlassen. Die Diener der Lady, bekannt mit der Sage, daß Lulei Fendriz in geheimen Verhältnissen zur Herrschaft stünde, was auch durch die Art und Weise seiner Existenz als Diener bestätigt wurde, verachteten ihn oder sahen ihn doch wenigstens mit Blicken der Scheu an, und eben deßwegen lebte er auch in Abwesenheit Onophris, des Einzigen, welcher mit ihm verkehrte, gänzlich isolirt, ohne Beschäftigung, ohne Ansprache. Sein Trübsinn hatte zugenommen, um so mehr als er seines Mittels, des Trunkes, beraubt war, welches ihn, wenn auch anfänglich außeror-

dentlich aufregte, doch später ihn gewöhnlich in eine Art Lethargie versenkte, die eine Art Wohlthat für ihn war. Der Abbé schien sich seit einiger Zeit für Lulei Fendriz zu interessiren, er wußte es zuweilen so geschickt einzuleiten, daß die Lady nicht zu Hause war, dann sprach er mit Lulei, und der gemüthliche Ton, den Bernard anzuschlagen verstand, wirkte auf den Elenden ganz besonders ein. Es ist eine merkwürdige, durch Jahrhunderte hindurch bewiesene Thatsache, daß die größten Sünder, die Lasterhaftesten öfters in ein Extrem der Frömmigkeit übergehen, was die Welt „sich bekehren" heißt. Eben so großartig als diese Bekehrten in Sünden und Lastern gewesen sind, eben so großartig werden sie in der Regel im Pietismus. Sie sehen das Uebermaaß einer aus Angst hervorgerufenen Frömmigkeit für ein Heil, für einen Bronnen an, in welchem sie sich rein waschen können von all' dem Schmutz, der an ihrem Gewissen klebt. Für einen zum Trübsinn geneigten Menschen ist der Pietismus gefährlicher als jede andere Anregung. Wir finden Lulei Fendriz im Zimmer des Abbés, der ihn bereits so weit gebracht, daß er Vertrauen zu ihm hegte und ihn besuchte. Ehe Lulei bei dem Abbé eingetreten war, befanden sich drei andere Personen bei demselben, welche, als Lulei an die Thüre klopfte, in das Nebenzimmer, dessen Eingang halb geöffnet blieb, sich zurückzogen.

„Sie sind es, mein armer Freund?" sagte Bernard sehr liebevoll zu Fendriz, ihn bei der Hand ins Zimmer führend — „Sie sind sehr ermattet, setzen Sie sich, sprechen

Sie nicht eher, als bis Sie sich vollkommen erholt haben — Sie bedürfen der Erholung."

„Ja, ich schwitze — kein trockner Faden an mir — ah! dieser Schweiß ist mein Tod!"

Eine Pause folgte. Der Abbé setzte sich ihm gegenüber, er betrachtete Lulei, wie er ihn so vor sich hatte, das Gesicht eingefallen, als wenn nur eine gelbe Haut über den Kopf lose gespannt wäre, die an vielen Stellen, wo die Knochentheile einen hohlen Raum ließen, wie zwischen den Backenknochen und den Kinnladen oder an den beiden Vertiefungen der Schläfe, in dichten, widerlich aussehenden Falten sich häufte, diese tief in den Höhlen unter der hervorstehenden Stirnplatte liegenden Augen, deren Blick in der Regel scheu, und der, wie der einer leichenräuberischen Hyäne, jetzt am Boden hinsuchte. Lulei's große körperliche Gestalt hatte sich gekrümmt, er ging gebeugt, wie ein Mensch, der stets ein schweres, niederdrückendes Joch auf seinem Nacken liegen hat. Sein Athem war kurz, röchelnd, herausgestoßen bei jedem Zuge, man sah an dem Heben der Brust, daß eben dies Athemschöpfen eine für seine Lunge höchst anstrengende Arbeit sein müsse. Nachdem er sich etwas erholt hatte, sagte der Abbé zu ihm: „Mein guter Lulei, ich habe Sie nicht ohne Grund ersucht, heute zu mir zu kommen, Ihr Seelenheil liegt mir am Herzen, Sie vermögen nur dann erst vollkommen körperlich gesund zu werden, wenn Sie es am Geiste sind."

Lulei zeigte große Unruhe, er fuhr mit der abgezehrten Hand über die feuchte Stirne. „Hm, — ja — ich glaub' es — ach Kyrie eleyson — Herr, erbarme dich meiner!"

Nach diesem stummen Bekenntniß seiner belasteten Seele faltete Fendriz seine Hände, als wollte er beten.

„Ich habe Sie bisher nicht gefragt, was Sie so sehr bedrückt," fuhr der Abbé fort, „Sie haben mir nur gesagt, daß es an dreißig Jahre ist, daß Sie weder des Sakramentes der Buße, noch des der Communion sich theilhaftig gemacht haben."

„Ja, ja — wohl dreißig Jahre — ach, Kyrie eleyson! — ich bin verdammt — gewiß auf ewig verdammt!"

„Nein," sagte der Abbé mit der Herzlichkeit eines wahren Freundes, „wähnen Sie das nicht. Im Gegentheil haben Sie dadurch sich mehr genützt, als geschadet. Sie sahen Ihre Sünden in dieser langen Zeit nicht mit der Reue und Bußfertigkeit ein, wie jetzt. Die Sakramente ohne Reue über seine Vergehungen genossen, bringen ewigen Tod — durch das Nichtgenießen derselben haben Sie sich wenigstens eine vorsätzliche und nicht leicht zu vergebende Sünde erspart. Die Gnade Gottes war nicht in Ihnen, und so unselig dieser gnadenlose Stand auch sein mag, so ist er doch immer noch ein großer Trost für den zur Buße erwachenden Sünder, weil man in einem gnadenlosen Stande auch nicht sündigen kann, demnach von jedem Vorwurf vollkommen frei ist, die Sünden in diesem gnadenlo-

sen Stande begangen, können nicht als geschehen betrachtet werden.“

Fendriz schien von diesem aufgestellten Satze sehr erbaut, er stieß einen Laut der Freude aus.

Der Abbé fand es für nöthig diesem Elenden eine noch größere Ueberzeugung beizubringen. „Denken Sie selbst nach, Lulei, nehmen wir ein Beispiel an, das zwar körperlich ist, aber eben deßwegen auf die Seele Anwendung findet. Haben Sie schon Leichen gesehen?“

„Leichen?!“ rief Lulei mehr aufgeregt, „ja, ja, ich habe welche gesehen, sehr schöne Leichen — ich habe fast Alle sterben sehen — es ist sehr schön, das langsame Vergehen — die Augen! ha! die Augen sehen mich noch an — die gläsernen Blicke, das allmählige Verlöschen des Sternes — ich habe Viele sterben sehen.“

In diesem Moment schien es, als wenn den Abbé ein Schauer überliefe, Fendriz' Aeußeres verwandelte sich sichtbar, eine höhere Stimmung der Nerven schien ihm einen Anflug von Lebenskraft zu geben, seine gelbe Gesichtshaut nahm einen dunkleren Teint an. Nach einer Weile, als sich der Abbé wieder gefaßt hatte, sprach er weiter: „Ein todter oder ein sterbender Körper, in dem die Kraft des Blutes vergangen ist, hat keinen Trieb zur Sünde mehr — ein lebender gesunder ist aber, voll des Blutes in seinen Adern, fähig zu Allem. Ist die Gnade Gottes in dem Menschen, so ist sein Körper todt für die Sünde, im Gegentheile aber treibt das Blut, das belebende Princip zur Sünde. Wer möchte

dann aber von einem Gnadenlosen eine Rechenschaft seines Thuns fordern können.“

„Ja, ja, ich war im Stande der Ungnade!“ rief Lulei, der in diesem Bewußtsein eine große Erhebung zu finden schien.

„Nun denn, wollen Sie nicht ewig verdammt sein, vergessen Sie nicht, ewig, ohne jemals eine Gnade hoffen zu können, so beginnen Sie mit Ausübung einer guten That.“

„Mit welcher?“ fragte Fendriz.

Der Abbé langte von dem Pulte ein Papier herunter, es war das Schreiben des hochwürdigen Lindsay. „Hören Sie mir aufmerksam zu,“ sagte er, „ich gebe Ihnen die vollkommenste Absolution, wenn Sie aufrichtig Alles bekennen, was ich Ihnen vorlesen werde.“ Und er begann mit lauter Stimme den Brief vorzulesen, den er bei einigen Stellen mit Fragen unterbrach. „Kennen Sie den ehrwürdigen Kaplan Tom Baillali?“

„Ja!“ stöhnte Fendriz.

„Den hochwürdigen Pfarrer Otlington?“

„Ja!“

„Den Notar und den Doctor?“

„Ja!“

Lulei zitterte heftig, alle seine wild durch einander kreisenden Erinnerungen waren aufgeregt, sein Gesicht ruhte auf der Brust und von seiner Stirn flossen neue große Schweißtropfen. Eine lange Pause folgte, der Abbé stand auf, ergriff eine Carafine voll Wasser, schenkte

ein Glas voll und warf einen Löffel Limonadenpulver hinein. „Trinken Sie, Lulei — es ist eine schlimme Erinnerung, welche Ihr Blut aufregt."

Fendriz leerte das ihm dargereichte Glas, er wurde ruhiger, die Wallungen waren niedergeschlagen.

„Sie sehen, Lulei, dieses Kind lebt," hob Bernard an, „es ist Ihre Pflicht, mitzuwirken, daß es in seine Rechte tritt, ja Ihre Sicherheit verlangt sogar ein offenes Bekenntniß, denn Sie haben dann keine Strafen zu fürchten."

„Aber der Lord ermordet mich!"

„Fürchten Sie nichts von ihm, erst nach seinem Tode soll dies Kind in seine natürlichen Rechte treten, wenn es nämlich aufgefunden wird. Haben Sie nicht gehört, daß ein Erbvertrag zwischen dem Lord und der russischen Familie Grusinsky geschlossen worden ist, nach welchem nach des Lords und der Lady Tode deren Güter an die Grusinsky fallen?"

„Onophri hat mir etwas davon gesagt," sagte Lulei mit niedergesenkten Blicken.

„Es wäre also ein Doppelverbrechen, wenn Sie nicht dazu beitragen wollten, diesem Verstoßenen durch ein offenes Geständniß das wiederzuerstatten, was ihm gebührt. Erklären Sie mir Alles, Lulei, jede Nuance jenes seltenen Ereignisses, Sie haben einen Freund vor sich, dessen Pflicht es sein würde, wenn Sie hartnäckig schweigen wollten, diese Sache dem Gerichte zu übergeben, und ich wünschte Lord Paul und Sie zu schonen."

Lulei Fredriz rückte unruhig auf dem Stuhle umher, der Abbé redete ihm zu. Mehr als diese sanften und lieb- reichen Zureden wirkte die Drohung, welche der Abbé ge- wandt mit einzuflechten verstand, diese Sache der Oeffent- lichkeit zu übergeben.

Lulei legte ein Bekenntniß ab, das wir hier übergehen, weil wir den Leser bereits früher mit Einzelnheiten aus dem Leben dieses Verabscheuungswürdigen bekannt gemacht haben. Das vollkommene Verbrechen, welches Lord Paul durch sein Werkzeug Fendriz an Lady Rebecca, Lord Eduins, seines Bruders Gemahlin, als sie mit jeder Stunde ihrer Nieder- kuft entgegen gesehen, begangen hatte, stellte sich heraus, die Geburt des Kindes auf dem Todtenlager wurde bestätigt. Fendriz sank, als er dies Bekenntniß eines scheußlichen Verbrechens und die Bestätigung des ans Wunderbare gren- zenden Ereignisses abgelegt, in die Kniee vom Stuhle herab. Diese Erinnerung des furchtbaren Anblicks der gebärenden Leiche Lady Rebecca's wirkte bis zum Wahnsinn auf ihn ein, er sank mit dem Kopfe auf den Boden. Der Abbé machte keinen Versuch, ihn aus dieser Lage aufzurichten. Er verließ seinen Platz und begab sich geräuschlos in das Ne- benzimmer. Die drei Personen, welche früher bei ihm gewesen und bei Lulei's Ankunft sich hieher zurückgezogen hatten, saßen hier um einen Tisch, und Einer derselben hatte Fendriz' Geständniß zu Protokoll genommen.

„Haben Sie nachgeschrieben?“ fragte Bernard.

„Ja,“ war die Antwort des Schreibers, „es machte

keine Mühe, der Mensch sprach in kurzen Sätzen, seine kranke Brust, der kurze Athem, der ihn zum öfteren Abbrechen der Rede nöthigte, machte es leicht möglich, Wort für Wort niederzuschreiben."

„Gut, folgen Sie mir, meine Herren."

Als Lulei zur Besinnung kam, erschrack er nicht wenig, drei Personen mehr als den Abbé um sich zu sehen.

„Stehen Sie auf," sprach der Letztere, „Sie haben noch eine Pflicht zu vollziehen in Gegenwart dieser drei sehr ehrenwerthen Herren vom Gericht. Unterschreiben Sie Ihre hier zu Papier gebrachte Aussage mit Ihrem Namen — ich weiß, Sie können schreiben."

Lulei sträubte sich.

„Nun, wie Sie wollen," sagte der Abbé lächelnd, „die Anklage dieser drei Herren gegen Sie, in Verbindung mit dem Factum, welches man aus Dublin hieher berichtet hat, ist auch ohne Ihre Unterschrift hinlänglich, Sie vor das Criminal-Tribunal zu bringen. Sie sind Ihr eigner Verräther, da Sie vergessen wollen, daß ich Ihnen sagte, wie es blos gelte, dieses verstoßenen Kindes Erbe nach dem Tode Lord Pauls zu sichern, nicht früher; Sie zwingen uns durch Ihre Weigerung, diese Sache jetzt zu veröffentlichen."

Lulei unterschrieb endlich unter heftigem Zittern.

„So!" sagte der Abbé, „Sie haben nun nichts zu fürchten, Lulei. Nur dies war nöthig, um die Sache rechtskräftig zu machen. Gehen Sie in Frieden nach Hause, Sie haben Ihr Herz von einer großen Schuld befreit, ich

bleibe wie bisher Ihr Freund, bei dem Sie Trost und Rath finden werden."

Lulei Fendriz verließ die Wohnung des Abbés einem Berauschten gleich, der nicht recht weiß, was mit ihm geschehen ist. Während diese Scene in des Abbés Zimmer sich zutrug, empfing Lady Dryfesdale einen Besuch von der Fürstin Velaska.

„Sie sind ja außerordentlich heiter, meine Theure!" sagte die Lady lächelnd.

„Ich bin es jedes Mal, wenn ich aus dem Bade komme," antwortete die Fürstin, „Paris gefällt mir. Es ist Alles brillant hier, selbst diese kleinen Bäder sind auf das Geschmackvollste eingerichtet."

„In welchem Bade waren Sie, Fürstin?"

„In dem großartigen Etablissement M. Varincourt's; kennen Sie es schon?"

„Nein," sagte die Lady, „ich habe ein solches Comfort in meinem Schlafzimmer für mich einrichten lassen."

Die Fürstin lachte. „Das nennen Sie Comfort?"

„Allerdings, wenn man nichts Anderes kennen gelernt hat, mag es so heißen. Sie scheinen sehr entzückt von Mr. Varincourts Etablissement, meine Freundin," bemerkte die Lady, „es muß ganz besondere Bewandnisse damit haben."

Die Fürstin lachte. „Und wenn es so wäre?" fragte sie.

„Verstehe ich Sie?“ entgegnete die Lady pikirt, indem sie ihr näher trat und ihr etwas zuflüsterte.

„Ja,“ antwortete die Vorige, „Sie haben es errathen, meine Freundin — nicht wahr, Sie gestehen mir nun zu, daß Ihr Schlafzimmer unmöglich ein solches Comfort birgt?“

„Auf diese Weise — nein,“ sagte Lady Dryfesdale; „in der That, man hat mir einmal von Mr. Varincourts geheimnißvollen Bädern erzählt; aber ich hatte es wieder vergessen. Nun meine Theure, ich leiste Ihnen Gesellschaft, wenn Sie wieder das Etablissement besuchen.“

„Wie schnell sind Sie bekehrt!“ triumphirte die Fürstin, „also auf übermorgen, ich werde das Arrangement treffen, zwei Badestübchen neben einander — nicht wahr? und heißes und kaltes Bad?“

„Nach Ihrem Geschmack, meine Theure, man soll in dieser Beziehung sehr erfindungsreich in Rußland sein.“

„Vielleicht etwas mehr, als irgend wo anders in der Welt,“ antwortete Velaska, „es ist möglich!“

Diese Unterhaltung, welche aalglatt sich um eine jener raffinirten Ausschweifungen wand, die blos für Reiche ersonnen sind, welche zum Glück die Armuth nicht kennt, sprang auf einen anderen Gegenstand über, der, wie es schien, von der Lady schon mehre Male angeregt worden war und auf welchen die Fürstin bisher eine zweifelhafte oder vielleicht gar keine Antwort gegeben haben mochte.

„In wenig Tagen, vielleicht schon morgen,“ hob die Lady an, „wird mein Bruder hier eintreffen.“

„Sie scheinen ihn sehr zu lieben, meine Theure,“ bemerkte Velaska.

„Ich läugne es nicht, ja, ich wünschte ihn glücklich zu sehen,“ erwiderte Jene, „und eben deswegen war ich gegen die Vollziehung des zwischen unsern Familien gestifteten Erbvertrags. Er verpflichtete sich nicht zu heirathen, das ist für ihn ein Unglück, ich weiß es, und welchen Nutzen kann es bringen? Denken Sie selbst, meine theure Freundin, ist nicht die Aussicht auf ein möglich nahe seiendes Erbe wie die Besitznahme von Pauls Baronieen in unserem Irland für Diejenigen, welche Anspruch auf die Erfüllung des Erbvertrags haben, ein Apfel der Zwietracht? O läugnen Sie es nicht, daß Fürst Sergius, obwohl er übermüthig Alles zu verachten scheint, demohngeachtet Sie zu beerben wünscht, in seinem Herzen. Sie hatten gestern erst einen harten Kampf mit ihm — ich war oben bei Ihnen, ich wollte Sie besuchen, indeß Ihre Kammerfrau sagte mir, Sie hätten die Weisung gegeben, für Niemand zu sprechen zu sein, ich glaubte auch des Fürsten Stimme laut und heftig aus dem zweiten Gemache heraus bis ins Vorzimmer schallen zu hören.“

Velaska wies eine bedeutende Unruhe, die sie vergebens zu verbergen strebte, sie wechselte sogar die Farbe. „Ja,“ sagte sie in Verwirrung, „Sergius’ Stolz verletzte mich, er ist übermüthiger als nur ein Mensch sein kann. Aber Sie

haben Recht, die Möglichkeit von des Lords Tode könnte mich in Gefahr bringen, ein Opfer des Neides und des Stolzes meiner Brüder zu werden, ich fürchte das."

Sie sah nach diesen Worten zu Boden, und der Lady konnte es nicht entgehen, daß der Gedanke, von ihren Brüdern vielleicht durch Verbrechen aus dem Anspruch auf das Recht des Erbvertrags gedrängt zu werden, der Fürstin eine furchtbare Angst ins Herz trieb. Indeß die Lady besaß Scharfblick genug, um zu wissen, daß je tiefer dieser Eindruck bei dieser Geizigen wuchere, desto nachgiebiger sie für einen Plan sein würde, welcher ihr den einzigen möglichen Ausweg bot, den Speculationen Ismaels und Sergius' zu entgehen. Nach einer langen Pause erst hob die Lady an:

„Warum schweigen Sie, meine theure Freundin? Ist Ihnen mein Vorschlag so unangenehm? Haben Sie wirklich eine solche große Abneigung gegen Lord Paul, meinen Bruder?"

„Nein!, nein! das nicht," antwortete die Fürstin — „aber meine Freiheit — mein —" sie unterbrach sich in ihrer Rede und fuhr nach einem kurzen momentanen Schweigen fort: „das Weib ist nichts als eine Sclavin des Mannes — ich wollte nie mehr meine Freiheit opfern, ich war schon einmal verheirathet."

„Auch ich," entgegnete die Lady, „aber es ist zwischen Ihrer und meiner Lage ein Unterschied, ich habe nichts zu fürchten — ich bedarf keines Beschützers wie Sie. Das müssen Sie mir zugestehen."

„Lassen Sie mich darüber nachdenken," sprach Velaska — „mein Gott, das eilt nicht so."

„Nein; aber es würde Sie vor mancher Unannehmlichkeit bewahren," antwortete die Lady, und mit diesen Worten war auch das Gespräch abgebrochen.

Lady Dryfesdale hatte durch diese Aufforderung an Velaska zu einer Heirath mit dem Lord die empfindlichste Saite bei der Letzteren angeschlagen. Velaska's Befürchtungen, ihre Brüder würden sie durch irgend eine Art und Weise um das Miterbe von Afanasia's Hinterlassenschaft zu bringen suchen, waren dadurch so heftig angeregt, daß sie zitterte. Kein schlimmerer Gedanke konnte je in ihr auftauchen. Der Geiz erträgt Alles, nur nicht die Befürchtungen eines Raubes; voller Argwohn, ist seine Phantasie stets geschäftig, dem geringsten Argwohn Fleisch und Blut zu geben, ihn zu verkörpern. Und diesmal war ihre Furcht auch nicht aus der Luft gegriffen, sie hatte an diesem Tage einen Auftritt mit Sergius gehabt, der ihr andeutete, was sie ohne irgend einen Schutz zu erwarten hatte. Sergius wollte sie, wissend um ihr Verbrechen, zu seiner willenlosen Sclavin machen, und sie mußte gehorchen, denn die Hoffart Sergius' imponirte ihr, wie überhaupt Jeder, welcher einem schmutzigen Laster unterthan ist, fast unbedingt eine Sclavendemuth vor einem höheren, herrschenden Geiste, wenn auch nur momentan und also scheinbar empfindet. Der Fürst war zu ihr gekommen, sie hatte ihn mit einer täuschenden Freundlichkeit empfangen. Sergius'

ungemessener Stolz war ihr in der Seele zuwider; aber sie mußte sich bezähmen. Sie glaubte ihn auf's Beste zu unterhalten, wenn sie von dem ihnen zugefallenen Erbe sprach. Sergius ließ sie eine Weile lang reden, dann gebot er ihr Schweigen. Velaska zeigte sich darüber befremdet, indeß des Fürsten Sprache, welche er gegen sie führte, zerriß bald jeden Schein von Täuschung, dem sie sich noch hingeben konnte. In kurzen Worten erklärte er ihr seine Wissenschaft um ihr Verbrechen an Afanasia. Obwohl sie von dem Abbé davon unterrichtet worden war, so machte die bestimmte Weise, in welcher Sergius zu ihr redete, die furchtbare Ueberlegenheit seines Stolzes, die unbeschreibliche Verachtung, die er gegen sie äußerte, einen so starken Eindruck auf sie, daß sie fast einer Ohnmacht nahe war. Sergius war erbarmungslos gegen diese Schwäche, welche sie unwillkürlich zeigte, vielleicht hielt er dieselbe für erkünstelt. Er ergriff eine Blumenvase, warf die Blumen heraus und goß das Wasser der Fürstin in's Gesicht. Diese Art, ihr beizustehen, zeigte Velaska, die allerdings auf der Stelle zum vollkommenen Bewußtsein wieder gelangte, welch' ein Verhältniß der Abhängigkeit von Sergius' Uebermuth sich in Zukunft für sie herausstellen werde; aber in demselben Augenblicke erinnerte sie sich auch, daß sie das Spiel noch nicht verloren habe. Es galt jetzt nur Demuth zu zeigen, diesen Uebermüthigen zu täuschen durch eine blinde Ergebung in seinen Willen, und eine günstige Gelegenheit zu erspähen, ihn zu vernichten. Sie warf sich vor ihm nieder, sie küßte

seine Füße, sie flehte ihn um Erbarmen. „Was ich gethan habe, habe ich für keine Fremden, sondern für uns, für unsere Ehre gethan," sagte sie. „Ich hatte mich überzeugt, durch einen Besuch bei Afanasia im Krankenhause, daß sie bei gänzlich rückgekehrter geistiger Gesundheit ein Geständniß des Verbrechens, welches sie an ihrem Gemahle begangen, ablegen würde — dadurch war die Ehre unseres Namens gebrandmarkt, unser Vortheil, ich meine ihre Hinterlassenschaft, uns entrissen. Deswegen handelte ich so."

„Nun, da Du die Pflicht übernommen hast, in unserm Interesse zu handeln," antwortete Sergius verächtlich, „so sollst Du nicht beim Anfang stehen bleiben." In kurzen Worten erklärte er ihr, daß sie das Werkzeug zur Vernichtung des Lords und der Lady und Ismaels werden solle.

Velaska suchte sich diesem schrecklichen Auftrage zu entziehen, der Fürst duldete keine Widerrede.

„Du liebst das Geld, ich weiß es," sagte er mit einer Eiseskälte, „gut, die geringste Widersetzlichkeit entreißt Dir nicht nur die Früchte Deiner That an Afanasia, sondern entreißt Dir Alles, was Du besitzest. Heute noch übergebe ich Dich den Gerichten von Paris."

„Verdammter!" schrie Velaska entsetzt.

„Schweig!" donnerte ihr Sergius zu, „Du bist mein Geschöpf, Du hast keinen Willen mehr, ich bin Dein Herr, denn ich bin im Besitze Deines Geheimnisses. Aber ich will mich sichern vor Deiner Rache, ich will Dir die Hoffnung

rauben, mich zu beerben, Du sollst selbst die Fesseln schmieden, die Dich an meinen Fußtritt binden."

„Sergius, ich bin Deine Schwester," stammelte Velaska, die unter der Gewalt des furchtbaren Eindrucks dieser Scene fast erlag, sie wollte seine Hand erfassen, der Fürst stieß sie zurück.

„War Dir Afanasia weniger als ich?" fragte er schneidend, „oder meinst Du, daß ich thörigt genug wäre, an irgend ein Gefühl von Liebe bei Dir oder bei Ismael zu glauben? Bande der Natur! lächerlicher Wahn für Kinder erfunden, um sie zu gängeln! Nein, ich stehe höher, ich habe diese Schwächen, diesen Aberglauben abgeworfen."

Eine lange Pause folgte. Velaska war in diesem Momente nicht mehr Fürstin, nicht selbstständig mehr, ihr Muth war vernichtet, sie hatte nicht einmal mehr das Recht einer Sclavin dieser furchtbaren Hoffart gegenüber, welche keine Schranken für sich erkannte, sie war ein willenloses Werkzeug, welches vernichten sollte und dann seiner eigenen Vernichtung entgegen sah. Der Fürst erhob sich aus dem Sessel, sie lag noch auf den Knieen.

„Stehe auf," befahl er.

Velaska gehorchte.

„Setze Dich an den Sekretair und schreibe, was ich Dir diktiren werde."

Velaska wankte zum Pult.

„Einen Briefbogen!" befahl der Fürst.

Sie ergriff einen, und harrte schweigend des Weiteren. Sergius stand neben ihr, er begann zu dictiren:

„Theurer Bruder Sergius!

Ich habe für unser Interesse gehandelt .... wir standen im Begriff .... die Erbschaft, welche .... laut Testament des Prinzen Paolo .... seiner Gemahlin ... unserer Schwester Afanasia zugefallen .... war, zu verlieren .... weil die stärksten Vermuthungen vorhanden .... vorhanden .... gewesen, daß Afanasia ... sich mittelst eines .... Verbrechens ihres Gemahls .... entledigt habe.“

Der Fürst machte hier eine Pause und las nach, Velaska saß unbeweglich, die Feder in der Hand, den Blick starr auf die Schrift gerichtet.

„Weiter nun!“ sprach Sergius. „Bei meinem Besuche im .... Krankenhause .... fand ich Afanasia in der Besserung, sie gestand .... mir, daß sie .... die Mörderin ihres Gemahls sei und daß .... dieses Verbrechen ihr Gewissen so lange belasten werde .... bis sie es öffentlich eingestehen würde.“

Wieder erfolgte eine Pause, dann fuhr er fort: „Um die Ehre unseres Namens .... und die uns zufallende Erbschaft .... zu sichern .... habe ich unter Beihilfe des ....“

„Nein, nimmermehr! ich unterschreibe nicht mein Todesurtheil!“ rief Velaska plötzlich, die Feder von sich schleudernd.

„Ich erwartete das,“ antwortete der Fürst und verließ mit raschen Schritten das Zimmer.

Diese unerwartete Energie wirkte so plötzlich muthdämpfend auf Velaska, daß sie hastig ihm nacheilte, und ihn an der Thüre zurückhielt.

„Sergius!" stammelte sie.

„Willst Du schreiben?"

„Ich kann nicht!"

„Es ist auch nicht nöthig," antwortete der Fürst und öffnete die Thüre.

Velaska warf sich zwischen ihn und die Schwelle und umschlang seinen Fuß, daß er nicht fort konnte — bis zum Vorzimmer hatte er noch ein Gemach zu durchschreiten.

„Was willst Du thun?" rief sie.

„Dich dem Gerichte übergeben als Mörderin."

„Du könntest das?"

Sergius gab keine Antwort darauf, mit einem heftigen Schwunge schleuderte er sie von sich ab zu Boden, jetzt schritt er durch das letzte Gemach.

„Halt! halt! ich schreibe! bleib!" schrie Velaska in Verzweiflung ihm nach.

Sergius wandte sich um, er schien diese Nachgiebigkeit erwartet zu haben.

„Ich schreibe!" stöhnte Velaska sich aufraffend vom Boden.

„Gut!" sagte Sergius kalt und schritt zurück. Velaska wankte zu dem Sekretair, und setzte ihm keinen Widerstand mehr entgegen, sie schrieb, wie er dictirte, macht- und willenlos gehorchte sie der Gewalt. Ihre eigne Hand-

schrift mußte das Verbrechen bestätigen, er zwang sie sogar alle Einzelnheiten der scheußlichen That anzugeben. Als dieser Brief geendet war, mußte sie ihn brechen, an ihn, Sergius adressiren, und mit ihrem fürstlichen Siegel verschließen.

„Jetzt hast Du mich gemordet!“ sagte sie in höchster Abspannung an die Lehne des Sessels zurücksinkend.

„Moralisch nur,“ antwortete der Fürst mit unbeschreiblicher Verachtung auf sie niedersehend, „ich nahm einer Schlange das Gift, das mich tödten konnte, nichts weiter. Du hast jetzt keinen anderen Willen als den meinen,“ fuhr er fort, „Du kannst nicht gegen mich rebelliren, aus Furcht, daß dieser Brief seinen Weg nach einem Orte macht, der Dir gefährlich ist wie der Tod. Du wirst in Paris bleiben, bis die vernichtet sind, deren Gedanke unser Tod ist. Ein Verrath von Dir an mir ist eben so gut, als trachtetest Du nach Deinem Untergange, wenig Stunden nach meinem Tode, merke Dir es wohl, Velaska, würde Dein verbrecherisches Geständniß um Rache schreien. Das ist Dein Gespenst, bis mein Wille erfüllt ist.“

Nach diesen Worten verließ er die Fürstin, die mehr todt als lebend im Stuhle liegen blieb. Seit dieser furchtbaren Stunde schien sie die unbedingte Sclavin des Fürsten Sergius, all ihr Thun war nur darauf gerichtet, seinen Willen auszuführen.

Geheimnißenthüllung.

In der Wohnung des Pater Hilaire befand sich an einem Sonntage, an welchem Innocent frei oder wie es seine Cameraden nannten, den Ausgehetag hatte, dieser junge Mann. Er hatte eine schriftliche Einladung von Hilaire bekommen, ihn zu besuchen, indem es einer Sache von Wichtigkeit gelte, die mit ihm besprochen werden müsse. Bei der Gleichgiltigkeit Innocents war keine große Neugier zu hoffen, indeß Hilaire rechnete darauf, daß er von Eigennutz getrieben werden würde, indem er von ihm, Hilaire selber, auf den noch möglichen Ausfall eines kleinen Legates nach seinem Tode vorbereitet war. Der Pater hatte sich nicht getäuscht, Innocent stellte sich am Nachmittag ein und es konnte Hilaire nicht entgehen, daß er, der jedenfalls erwartet hatte ihn vielleicht auf dem Sterbebette zu sehen, eine offenbare Mißstimmung zeigte.

„Mein guter Innocent, es freut mich, daß Sie ge-

kommen sind," sagte Hilaire — „ich habe Ihnen eine Nachricht mitzutheilen, welche Sie überraschen wird."

„Diese wäre?" fragte der junge Mann gelassen.

„Könnten Sie ein großes Glück mit Ruhe ertragen?"

„Hm, es wird mich nicht umwerfen," entgegnete Innocent gelassen.

„Nun denn, ich erinnre Sie an eins unsrer früheren Gespräche, welches von den Nachforschungen des Abbé's wegen Ihrer Herkunft handelt."

„Ja, es war närrisch," sagte Innocent mit einem gleichgiltigen Lächeln — „der Abbé, wie Sie erzählten, hatte sich der tollen Idee hingegeben, ich sei der Sohn eines Königs — glaube ich — es ist zu lächerlich, als daß man an so etwas nur eine Minute lang glauben sollte — der Sohn eines Königs und Spitalwärter! parbleu, es ist zu toll."

„Aber wenn es so wäre, was würden Sie dann sagen?" fragte Hilaire aufmerksam.

Nach einer Pause antwortete Innocent mit Ruhe: „Nichts! gar nichts — parbleu, man muß sich Alles gefallen lassen, und das wäre gerade nicht das Schlimmste."

„Und was würden Sie thun?"

„Eben auch nichts, ich würde gut leben, was könnte ich weiter?"

„Aber gewiß, Sie würden sehr wohlthätig sein gegen Arme — nicht?"

„Nein," sagte Innocent mit Bestimmtheit — „ich würde für Niemand etwas thun, ich würde so viel für mich

allein verthun, als ich nur könnte, nach meinem Tode habe ich keinen Genuß mehr und es wäre mir gleich, wer mich beerbte."

„In der That, das kann Jedem, der da stirbt, gleichgiltig sein, aber Diejenigen, welche Ihnen zu Rang und Vermögen verholfen haben, hätten dann wohl ein Anrecht auf Ihre Dankbarkeit."

„Natürlich, umsonst thut man nichts — doch wozu diese Reden, hochwürdiger Vater? Ich glaubte, Sie hätten mir eine Sache von Wichtigkeit mitzutheilen. Sprechen Sie dieselbe aus — im Paradies ist heute viel Leben und ich möchte nichts von meiner Zeit versäumen, in vierzehn Tagen erst habe ich wieder frei."

„Sie werden von jetzt an immer frei haben, immer frei sein," entgegnete Hilaire sehr bestimmt — „Sie werden reich werden und Ihr eigener Herr."

Innocent sah ihn mit staunenden Augen an, dann sagte er lachend: „Sie meinen es sehr gut mit mir, auf Ehr' und Seligkeit — indeß für jetzt — leben Sie wohl, hochwürdiger Vater, ich eile ins Paradies."

„Bleiben Sie, Innocent, Abbé Bernard wird gleich hier sein."

„Grüßen Sie ihn von mir, er ist ein sehr braver Mann; aber ich kann ihn nicht erwarten, meine Zeit ist kostbar."

Hilaire schien zu verzweifeln an einem wirksamen Mittel, Innocent zu einem längeren Verweilen zu bewegen.

„Sie sind undankbarer als irgend ein Mensch es sein kann gegen Jemand, der ihm Gutes erwiesen hat," sprach der hochwürdige Vater mit sichtlicher Entrüstung — „gehen Sie, gehen Sie, zerstören Sie selber das Glück, welches Ihnen bevorsteht, welches Bernard Ihnen zu verkündigen kommt!"

„Hochwürdiger Vater," antwortete Innocent sehr ernst — „wer vierzehn Tage lang nur mit Wahnsinnigen und Kranken zu thun hat, dem kann Niemand es übel nehmen, wenn er den fünfzehnten seinem Vergnügen nachgeht."

In diesem Augenblicke wurde draußen die Thüre geöffnet. „Der Abbé!" rief Hilaire erfreut. — Kaum vergingen einige Sekunden, als auch Bernard hereintrat, unter den Armen ein Päckchen in grauem Realpapier. Er eilte auf Innocent zu. „Mein junger Freund, lassen Sie sich umarmen!" rief er in Extase.

„Sehr gern, Herr Abbé," antwortete Innocent; indem der Abbé seine Arme um ihn schlingen wollte, trat er aber plötzlich selber zurück. „Nein," sagte er — „es wäre eine Vertraulichkeit, die mir nicht geziemt."

Innocent lachte hell auf. „Nun, sehen Sie, hochwürdiger Vater," wendete er sich zu Hilaire — „der Herr Abbé weiß aufs Haar, daß sich eine große Vertraulichkeit zwischen ihm und einem Spitalwärter nicht geziemt; indeß er hat Recht; aber ich habe auch Recht, wenn ich Ihnen sage, daß ich keine Minute länger warte, es ist heute viel Leben im Paradies."

„Wie? Sie wollen dorthin, wo Marion Caussaide“ — Innocent unterbrach den Abbé, indem er sagte: „Warum nicht? Denken Sie, ich habe noch einen Haß auf Marion? Nein, gewiß nicht, vor vierzehn Tagen erst habe ich mit ihr den chicard getanzt.“

„Mit ihr?“ rief der Abbé staunend — „von der Sie betrogen worden sind, die Sie so unglücklich machte?“

„Hm,“ entgegnete Innocent, — „ich war damals ein Narr, daß ich mir etwas zu Herzen nahm, was doch eigentlich von keiner Bedeutung gewesen. Ich bin klüger geworden seit der Zeit, ich nehme nichts übel — Jeder sorgt für sich. Ich verstand das nur damals nicht. Mademoiselle Marion lebt jetzt ganz gut, obgleich Mr. Ricautlier längst abgesprungen ist; aber sie ist klug, sie hat immer neue Anbeter!“

Diese Erklärung überzeugte den Abbé vollkommen, daß Innocent die Pointe der Gleichgiltigkeit erreicht habe, einer Gleichgiltigkeit, einer geistigen Trägheit, die alle zarteren Gefühle verschlungen hatte, deren Innocent sonst fähig gewesen. Wenn je ein Werk gelungen genannt werden konnte, so war es die Verwandlung der Denkungsart bei diesem jungen und einst die schönsten Hoffnungen erweckenden Manne. Die Todsünde der Trägheit war vollkommen ausgebildet bei und in ihm, die Empfindung für Recht und Ehre erstorben in seiner Seele, nur sein eignes Ich galt ihm Alles, die Menschheit um ihn nichts. Der Aufenthalt im Krankenhause hatte ihn für die Leiden der

Unglücklichen völlig abgestumpft, sein sonst für jeden Hilfsbedürftigen schlagendes, für Mitleid so empfängliches Herz, welches Raum zur Theilnahme für eine Welt zu haben schien, war so eng, so eisigkalt geworden, daß es von nichts als nur dem eigenen Intresse erwärmt werden konnte. Der Abbé warf Hilaire einen sehr zufriedenen Blick zu, dann sagte er zu Innocent: „Ich wünsche Ihnen Glück, das Geheimniß Ihrer Geburt ist gelös't, ich besitze die betreffenden Papiere — hier sind sie — Niemand kann dieselben verwerfen.“

Mit diesen Worten legte er das in Realpapier eingeschlagene Päckchen, das er bis jetzt in der Hand gehalten, vor ihm nieder.

„Was soll das?“ fragte Innocent.

„Nichts mehr und nichts weniger, als Sie zum Sohn Ferdinand VII. von Spanien ernennen!“ antwortete der Abbé. Eine lange Pause folgte. Innocent glich einer Bildsäule, kein Zug seines gesunden, obwohl etwas bleichen Antlitzes regte sich. Bernard und Hilaire beobachteten ihn aufmerksam, sie störten mit keinem Worte das tiefe Schweigen, welches jetzt nur von ihren eigenen Athemzügen unterbrochen wurde, denn bei Innocent schienen in diesen Momenten selbst die Functionen der Lungen stille zu stehen. Endlich sagte er fast lallend: „Ein Spitalwärter eines Königs Sohn? — Hm! nein! nein! das bin ich nicht — das ist ein Anderer; aber, er ist glücklich — gewiß, er wird reich — sehr reich — —“

„Hören Sie mir zu, Innocent," sagte der Abbé mit väterlichem Tone — „nehmen Sie Platz."

Man setzte sich.

„Zweifeln Sie nicht länger an der Lösung dieses Geheimnisses," begann der Abbé, indem er den Umschlag von Realpapier entfaltete und die Documente herausnahm — „diese Papiere in spanischer Sprache sind die bündigsten Beweise Ihrer erlauchten Geburt, Niemand in der Welt kann sie läugnen. Die Entdeckung derselben haben Sie nur mir zu danken, ich handelte im Auftrage des heiligen Vaters, die Kirche hat sich Ihrer angenommen. Ihre Erziehung ist nicht dazu geeignet, Ihre gerechten Ansprüche auf den Thron Spaniens durch besonders hervortretende Eigenschaften des Geistes, durch Kenntnisse in den nöthigen Wissenschaften, die ein Thronerbe haben muß, zu unterstützen; aber diese Ansprüche geltend zu machen, kann Niemand hindern. Man muß Sie entschädigen für ein Ihnen entzogenes heiliges Recht, die Krone Spaniens hat diese Pflicht auf sich — wie ich Veranlassung zu der Entdeckung dieses Geheimnisses war, so werde ich auch streben, die Anerkennung Ihrer Rechte durchzusetzen."

„Es ist leicht möglich, daß man sogar nach Ihrem Leben trachten wird, aber wir werden Sie mit treuen Wächtern umgeben."

„Das heißt Durst haben, am Wasser sitzen um zu trinken, und stets in Angst sein, daß man mit dem Grunde Bekanntschaft machen kann — parbleu, ich habe keinen Sinn dafür, Herr Abbé — im Krankenhause bin ich sicher."

Diese moralische Feigheit, welche Innocent an den Tag legte, war ein neuer und gewiß der stärkste Beweis, wie tief die geistige Trägheit bei diesem jungen Mann eingewurzelt war, er zog ein niederes, unbeachtetes Dasein der Ehre vor, weil sie einen Aufwand von Muth erforderte, den er nicht mehr besaß. Welch ein Vergleich zwischen seinem früheren feurigen Wesen, das Alles sogleich ergriff, was nur im Geringsten mit seinen Begriffen von Ehre übereinstimmte — und dieser jetzigen Feigheit, dieser Ehrlosigkeit, die sich der Gefahr willen lieber im Sumpf zu verstecken suchte und ihre Rechte aufgab, statt sich zu erheben, Kraft und Muth zu zeigen.

„Nun denn, schlagen wir einen andern Weg ein, mein Theurer,“ entgegnete der Abbé, sehr zufrieden mit diesem Resultate seines Planes auf die geistige Verwandlung Innocents — „hören Sie meinen Vorschlag. Sie sollen gar nicht persönlich betheiligt bei der Vertheidigung Ihrer Ansprüche sein. Sie werden durch mich im Auftrage des heiligen Vaters in den Stand gesetzt, als ein reicher unabhängiger Mann zu leben — Sie haben dafür nichts zu thun, als nach erfolgter Majorennitätserklärung, die Sie unter dem Vorwande, mit Unterstützung Anderer, welche sich für Sie interessiren, ein selbstständiges Geschäft zu etabliren und durch einige rechtzeitige Geschenke an die betreffenden Gerichtspersonen, von denen die Majorennitätserklärung vor der Zeit abhängt, ein Document auszustellen, demzufolge Sie nach Ihrem einstigen früheren oder

späteren Ableben alle Ihre erworbenen Rechte, Besitzthümer oder durch Ihre Ansprüche Ihnen gewordenes Vermögen, das Ihnen dann ohnehin nichts mehr nützt, dem heiligen Stuhle zu Rom unter verschiedenen Benennungen als Erbe zuerkennen. Dafür vertheidigt Rom als eine gefürchtete Macht gegen Spanien Ihre Ansprüche, Sie sind auf Lebensdauer geschützt."

„Sehr gut, sehr gut," stimmte Innocent bei — „ich kann dabei nur gewinnen, wer mein Erbe nach meinem Tode ist, kann mich nicht interessiren, ich lebe nur für mich und mitnehmen kann man nichts. Indeß es ist vernünftig, daß Diejenigen, welche für mich arbeiten, um mir gute Tage zu machen, auch später einen Lohn davon haben."

„Ich wußte, daß Sie vernünftig sind," sagte der Abbé ihm die Hand reichend. — „Hören Sie mir ferner zu — Sie kennen Lord Paul — nicht?"

Innocent sann nach, dann antwortete er: „Ja, ich erinnere mich — ein großer Vierkantiger mit einem kleinen fetten kugelrunden Kammerdiener — ich ließ einst seinen Hund eine Wasserpromenade machen."

„Lord Paul Orlimont, welcher jetzt von einer Reise nach Petersburg zurück erwartet wird, dessen Hotel am Boulevard Bonne Nouvelle" —

„Ganz richtig — parbleu, es ist der Vierkantige!" fiel Innocent dem Abbé ins Wort — „was ist denn mit dem?"

„Dieser Lord ist Ihr naher Verwandter; wie Abbé

Orlimont, ist er der Onkel Ihrer Mutter, Madame Valentine, welche gestorben ist."

„Sie ist todt?" fragte der junge Mann und es schien, als ob die Regung einer dankbaren Erinnerung sein Herz durchziehe — „ich glaubte, sie liebte mich sehr."

„So ist es, mein junger Freund, sie war eine von jenen braven Frauen, welche in der Schule des Leidens den Adel der Seele sich bewahren bis zum letzten Hauche." Eine kleine Pause folgte, dann redete der Abbé weiter: „Nach allen Erbrechten gehörte Madame Valentinen der Besitz der Majoratsgüter der Familie Orlimont-Bruce in Irland, indeß sie wurde verdrängt durch Lord Paul, welcher sie und seinen sie schützenden Bruder, den Abbé, der sich so zärtlich Ihrer, Innocent, angenommen, mit der giftigsten Feindschaft verfolgte, wie er auch den Capitain O'Byrn, Ihren Großvater, den ältesten Sohn des Hauses Orlimont-Bruce, in Barèges mörderisch tödtete."

„Ah! — ah! ich erinnere mich an Papa Michels Erzählung vom Capitain O'Byrn mit dem Stelzfßue — der Satan hole diesen Vierkantigen!"

„Nicht eher, mein Freund," sagte der Abbé lächelnd — „als bis er Sie für legitim anerkannt hat. Dem Himmel sei Dank, ich besitze alle erforderlichen Mittel dazu, ihn zu zwingen."

„Das ist sehr gut, Herr Abbé," stimmte Innocent bei — „also auch die irländischen Güter sollen mir zufallen."

„So ist es. Erfahren Sie nun, mein junger Freund, was Sie durchaus wissen müssen. Ich wußte, wer Sie sind, Innocent, ich kannte Ihr Geheimniß, aber ich hatte keine Beweise dafür, daher rieth mir die Klugheit, um Sie vor Ihren Feinden zu sichern, so viel als möglich Sie, da es Ihr Wille war, Arbeiter zu bleiben, nachdem Sie aus dem Gefängniß durch mein Veranstalten in dies stille fromme Haus gebracht worden waren, aus dem Mittelpunkte von Paris zu entfernen, ich behielt Sie jedoch stets im Auge, obwohl Sie keine Ahnung davon hatten. Charles, jener schändliche Polizeispion, der Sie ins Gefängniß brachte, witterte auch Ihren Versteck im Krankenhause aus, und um Sie Ihren Feinden zu entziehen, deren Agent er ist, wird es vortheilhaft sein, daß Sie auf ein, zwei Wochen wieder hier in diesem Hause ein Asyl finden. Von hier aus treten Sie als ein reicher, unabhängiger Mann ins Leben. Unterdeß wollen wir Ihre Majorennitätserklärung bei dem Gerichte betreiben — es ist schon Alles dazu vorbereitet.“

Eine Pause folgte, Innocent schien nachdenkend zu werden, dann fragte er: „Und das thun Sie für mich Alles umsonst?“

Die Frage war, obwohl sehr einfach gestellt, doch außerordentlich verfänglich, der Abbé sah ein, daß er sich durch das Vorgeben einer außerordentlichen Freundschaft und Zuneigung nur schaden und der Engherzigkeit, welche Innocent zu seiner Stütze gemacht, den festen Boden rau-

ben würde, er sagte daher mit einem ruhigen Lächeln: „Nein, das wäre ein grober Irrthum, ich erhalte dafür eine Bischofsmütze und eine fette Pfründe, wenn ich Alles zu einem glücklichen Ende bringe, das heißt, wenn Sie als Erbe des Lord Orlimont proclamirt sind, was meine Aufgabe hier zu betreiben ist — Ihre Ansprüche als Sohn Ferdinand VII. an die Krone Spaniens vertheidigt Rom, welches Sie in dem Genuß aller daraus hervorgehenden Vortheile setzt, so lange Sie leben, unter der Bedingung, es zum Erben nach Ihrem Tode gleich nach geschehener Majorennitäts-Erklärung einzusetzen."

„Sehr gut, ich kann mir das gefallen lassen, es ist nichts Halsbrechendes dabei!" sagte Innocent lachend zu Hilaire.

„Ich denke es auch," stimmte dieser bei — „Sie sind dann Niemand Dank schuldig, denn Sie bezahlen die Hilfe, welche man Ihnen erzeigt, mit den Ansprüchen an ein reiches Erbe, welches Ihnen nach dem Tode ohnehin nichts nützt."

„Parbleu, Sie haben Recht," lachte der junge Mann — „ich würde eben so wenig wie jeder Andere damit etwas anzufangen wissen, wenn meine Uhr still steht."

„Erfahren Sie ferner, daß Ihr Pflegevater Michel Perigord nach Algier gewandert ist," fuhr der Abbé fort.

„Ah, er ist nicht gescheidt, auf Ehr' und Seligkeit," rief Innocent überrascht — „hatte er so sehr Lust Kanonenfutter zu werden?"

„Nein,“ lächelte Bernard — „Sie verkennen ihn. Abbé Aloys, Ihres Großonkels, Abbé Orlimonts, Freund, befindet sich dort im Kloster der Trappisten. Es galt die Entdeckung dieser wichtigen Documente, von welchen, wie ich glaubte, Aloys wissen müsse. Indeß das Glück war mir günstig, ich hatte den kleinen Koffer aus Ihres Großonkels Nachlaß gekauft und fand eines Tages zu meinem Erstaunen, daß der Boden desselben sich bei heftigem Drucke bewegte. Bei näherer Untersuchung, zerschnitt ich ihn an der inneren Seitenwand, fand ich diese wichtigen Documente.“

„Parbleu, es ist der beste Schnitt, den Sie wohl je gethan haben,“ lachte Innocent — „aber auf Papa Michel zurückzukommen — ist er gestorben oder lebt er noch?“

„Das weiß ich nicht mit Gewißheit zu beantworten,“ war die Erwiderung Bernards — „ich habe seit seiner Abreise nichts mehr von ihm vernommen. Ha, der Arme! er glaubte, wenn Sie reich würden, ein sehr vergnügtes Alter im Ueberfluß bei Ihnen zu verleben.“

„Also er rechnete gleichsam auf eine große Abzahlung für das miserable Leben, welches Innocent bei ihm führen mußte?“ fragte Hilaire — „ich bedaure Sie, mein junger Freund, Sie waren in dem schönen Wahne, er liebe Sie uneigennützig — und er suchte doch nur von Ihnen zu profitiren.“

Innocent antwortete nichts darauf, aber es war sichtbar, daß er eine große Mißstimmung empfand.

„Nun, das Letzte noch," sprach der Abbé weiter — „Ihre Schwester, Mademoiselle Virginie ist hier in Paris."

„Ich weiß es," antwortete Innocent theilnahmlos — „Mr. Charles hat mir es gesagt."

„Aber Sie wissen wahrscheinlich nicht, unter welchen Verhältnissen sie lebt?"

„Nein, es kümmert mich nicht — Jeder hat für sich zu sorgen."

„Mit tiefem Bedauern sehe ich mich genöthigt, obwohl sie als ein lebendiger Beweis der Wahrheit Ihrer Herkunft uns nützlich sein kann, Ihnen zu eröffnen, daß sie das entehrende Gewerbe eines Freudenmädchens ergriffen hat und jetzt die Concubine eines rohen Menschen, des Menageriebesitzers Brunetti ist, dessen Vater ich von Rom aus kenne."

Innocent antwortete nichts darauf, es schien ihn nicht zu berühren. „Sind Sie so empört, daß Sie keinen Ausdruck für diese Schmach finden?" fragte Bernard.

„Nein, warum sollte ich?" entgegnete Innocent — „Jeder für sich — ich glaube, es war für sie die leichteste und bequemste Art sich zu ernähren — wer kann dafür!"

Ueber des Abbé's Gesicht sowohl als über das des greisen Hilaire flog für einen Moment ein triumphirendes Lächeln. Innocent war vollkommen in der Todsünde der Trägheit.

. . . .

Den folgenden Tag kam Lord Paul Orlimont=Bruce in Gesellschaft des russischen Kammerherrn Fürsten Ismael in Paris an. Die Todsünden rüsteten sich zum Siegesfeste über die Herrschaft des Himmels unter den Kindern der Erde.

. . . .

Erkenntniß.

Richard Otlington war durch das Ereigniß zwischen ihm und Innocent Perigord, welches wir in einem früheren Kapitel schilderten, nicht nur in seinem schmutzigen, obgleich nützlichen Gewerbe des Lumpensämmelns gehindert, sondern fand sich auch dem Wahnsinne nahe. Das Bewußtsein, der Hälfte seines Kapitals verlustig geworden zu sein, war bei diesem Menschen so schmerzhaft, daß, als er sich allein sah, er sich auf den Boden niederwarf und Thränen der Wuth weinend, auf demselben umherwälzte. Dieser furchtbare Sturm hielt sehr lange an; erst als die große Erschöpfung des Schmerzes eintrat, war es ihm möglich, einen Gedanken zu fassen. Der erste war natürlich wieder die Erinnerung an seinen Verlust, der Geizige kann nie etwas Andres denken, als was mit seiner vorherrschenden Neigung zusammenhängt, sie ist sein Leben, sein Athem. Richard raufte sich die Haare, er schlug sich mit geballter Faust vor den Kopf, der wie ein Vulcan glühte — ach, er war der Elendeste unter den Elenden. Mühsam riß er in

der unbeschreiblichen Ermattung, in welche ihn diese wüthende Aufregung versetzt hatte, an der Schnure des Lederbeutels, welchen er auf den Tisch hingeworfen — er selbst saß auf dem Boden neben dem Tische — der Beutel, durch den heftigen Ruck an der herabhängenden Schnure gezogen, bewegte sich und fiel herunter, der Klumpen Geld in demselben traf sehr hart Richards linkes Auge, da er das Gesicht hinaufgewendet hatte — er stieß einen Schrei aus, der Schlag war heftig gewesen. Richard vermochte nicht mehr aus dem schwer getroffenen Auge zu sehen, ein heller Wasserstrom floß heraus.

„Verflucht sei dieser Tag des Unglücks!“ schrie er — „ach, was bricht Alles über mich herein? — wäre ich todt — wäre ich gestorben!“

Diese Exaltation konnte nicht lange anhalten, er hatte einen Wunsch ausgesprochen, der durchaus nicht von einem wahrhaft Geizigen ernstlich gemeint sein kann, so lange er noch im Besitze von irgend etwas ist, und Richard besaß noch Geld — noch Lumpen, die er zu Geld machen konnte — noch den Anspruch auf fünfhundert Francs, den Lohn, den er für die Ausführung des Verbrechens von der Fürstin Velaska zu erhalten hatte. Obwohl er auf dem linken Auge nicht sehen konnte, da es voll Wasser stand und furchtbar schmerzte, so zog er doch den Beutel auf und zählte sein Geld nach. Welch eine Freude wäre das für ihn gewesen, wenn er gefunden hätte, daß Innocent, den er in die Tiefen der Hölle verwünschte, einen Centime zu wenig erhalten, daß er, Ri-

chard, um diesen einen ihn ohne Wissen betrogen habe! Aber diese Freude war ihm versagt, das Geld war bis auf den letzten Centime richtig, so oft er es auch durchzählen mochte. — —

Richard fand am andern Tage, daß es unmöglich sei, seinem Gewerbe nachzugehen. Ein Blick in das kleine Stückchen Spiegel, das er besaß und jedenfalls in irgend einem Kehrichthaufen gefunden hatte, überzeugte ihn, daß er einem aus einem Spitale entflohenen Aussätzigen, der in der Besserung steht, glich. Das scharfe, beizende Scheidewasser hatte die Haut seines Gesichts furchtbar zerrissen, breite, gelbe Laschen schälten sich von derselben, er sah ekelhaft aus — dazu sein linkes Auge, das angeschwollen eine bläulich grüne Farbe wies. Gewiß das war für ihn ein noch größeres Unglück als der Verlust des Geldes — keinen Verdienst zu haben, denn mit diesem abscheulichen Gesicht würde ihn jedenfalls der erste ihm begegnende Polizist als einen Kranken nach einem Spitale gebracht haben, man hätte dann darauf gedrungen, anzugeben, wie er in diesen Zustand gekommen sei? das mußte er fürchten. Aber seine Verzweiflung steigerte sich — eben so unmöglich war es ihm mithin auch zu der Fürstin sich zu begeben, man würde ihn aus dem Hause gejagt haben, wenn er so sich hätte dort sehen lassen. Ha, der Gedanke, daß sie Paris verlassen könne, war geisttödtend für ihn — fünfhundert Francs Verlust! die Möglichkeit der Idee schon hätte ihn zum Selbstmord treiben können. Welch ein entsetzlicher Kampf in der

Seele Richards zwischen Hoffnung und Furcht! Jeden Abend schlich er nun nach dem Boulevard Bonne Nouvelle, er starrte nach den Fenstern hinauf, er lauerte, bis Jemand, der einem dienstbaren Geiste glich, aus dem Hotel heraus-kam, dann fragte er, ob die wohlthätige russische Fürstin im zweiten Stock noch anwesend sei? Gewiß, bei der jedes-maligen Bejahung, die ihm wurde, empfand er die höchste Freude, die nur ein Mensch, dessen sämmtliche Hoffnungen auf dem Spiele stehen, empfinden kann. Das waren stets seine glücklichsten Momente. Die Einsamkeit seiner Woh-nung wurde dann durch Aeußerungen des größten Vergnü-gens unterbrochen, er tanzte, er trällerte und pfiff alle mög-lichen Melodieen, die ihm grade einfielen.

Fast waren vierzehn lange Tage vergangen, als er die frohe Ueberzeugung durch einen Blick im Spiegel gewann, daß er jetzt ohne Furcht, bei Jemand Ekel, Abscheu zu erre-gen, seinem Gewerbe nachgehen, daß er sich bei der Fürstin einfinden könne, um seinen Sündenlohn einzukassiren. Seinen Karren nach sich ziehend, verließ er seine Wohnung, mit demselben Gefühle wie vielleicht ein Liebender in die Arme der Geliebten eilt oder ein tapfrer Krieger nach einem großen Siege der Heimath entgegenzieht, wo seiner die höchste Ehre, der Lorbeerkranz, wartet.

„Das ist ein sehr schöner, ein sehr glücklicher Tag heute," sagte er fröhlich zu sich, da er auf seinem Zuge durch die Straßen nach den Boulevards einige Lumpen fand, die er in seinen Karrenkasten werfen konnte. War es diese

Freude oder die neue zarte Haut, welche jetzt sein Gesicht größtentheils bedeckte und den röthlichen lichten Teint frischer Jugend wies, Richard sah besser als früher aus, um dieses Gesichtes willen hätte man Mitleiden mit ihm haben können. Der Portier des Hotels am Boulevard Bonne Nouvelle hinderte ihn nicht mit seinem Karren in den Hof zu fahren — Richard saß wieder auf der aufgedeckten Bohle neben der Grube, wohinein man den Kehricht aus dem ganzen Gebäude schüttete, er blickte hinauf nach den durch lange Gardinen verhüllten und offenen Fenstern. Die Gardinen schienen sich wie von einem innern Luftzug leise zu bewegen, dann lüfteten sie sich einen Moment an der Stelle, wo sie in dichten Falten an einander herabhingen — Richard erkannte das Gesicht der Fürstin, die, wie es schien, auch ihn erkannt hatte, sich aber auf der Stelle zurückzog.

Ein Schreck durchbebte ihn.

„Was ist das?" fragte er sich — „sie war es — sollte sie mich nicht erkannt haben — — oder?" —

Er wagte es nicht den Gedanken auszudenken, er war zu entsetzlich. Aber jetzt galt es auch Alles wagen, weil Alles zu verlieren war. Ohne die Grube zuzudecken, ohne mehr an seinen geöffneten Karren zu denken, wankte er der Treppe zu, die er früher schon mehre Male betreten hatte. Er stieg hinauf, Niemand begegnete ihm, es war nicht die Haupttreppe. Er trat in das Vorzimmer. Einer der Diener lag auf einer Polsterbank ausgestreckt und schlief. Richard, von Angst getrieben, achtete auf nichts mehr. —

Der Lage des Zimmers nach, wo er die Fürstin früher und heute gesehen, mußte die halb geöffnete Seitenthüre, durch welche auch sie einige Male heraus ins Vorzimmer getreten war, nach dem Ersteren führen. Er schlüpfte leise durch die Oeffnung und gelangte, ohne Geräusch zu verursachen, durch mehre Gemächer, die er allemal erst horchend, vorsichtig öffnete. Ein leises Räuspern, das er aus einem zur rechten Hand liegenden Zimmer hörte, machte ihn aufmerksam, er hatte seine Holzpantoffeln ausgezogen und trat nun an eins von den drei Fenstern des Gemaches, in dem er sich grade befand. Ein einziger Blick überzeugte ihn, daß er in keinem Irrthume sei — er übersah den Hof, seinen Karren, und das Nebenzimmer mußte jedenfalls dasjenige sein, in dem er die Fürstin gesehen. Auf den Zehen zur Thüre schleichend, versuchte er sie zu öffnen, es gelang. Sein Auge fiel auf die Dame, die auf einem Teppich am Boden vor einem kleinen Eisenkoffer saß, welcher zwischen ihr und einem großen mit schwerseidnen grünen Gardinen versehenen Himmelbett stand. Dieser Anblick überraschte Richard, er wußte nicht, was das bedeuten solle, indeß er kam bald darüber ins Klare, sobald er nur einige Schritte leise näher getreten war und mithin hinter ihr stand. Sie ordnete ihre Werthpapiere — Richard schien wie bezaubert — ha, er erinnerte sich seiner Glanzzeit, wo auch er einen solchen Schatz von Banknoten besaß. Nachdem sich der Zauber des Erstaunens etwas gelegt, trat er schnell einige Schritte seitwärts vor. Velaska erschrak, ein Laut entschlüpfte ihrem

Munde, der Deckel des Koffers, den sie einen Augenblick vorher mit der Hand an der Einschlagkante berührt hatte, vielleicht um den Koffer zu schließen, vielleicht auch um ihn noch mehr zurückzulegen, fiel schnell nieder und man hörte die Feder ins Schloß einschnappen. Zwischen beiden Personen waltete einige Secunden lang ein tiefes Schweigen, bei Velaska aus der Ursache, sich überrascht zu sehen und zugleich mit dem heftigsten Schreck verbunden; bei Richard reines Erstaunen über den erblickten Reichthum.

„Madame," sagte er endlich, das Schweigen unterbrechend.

„Was — wollen Sie?" stammelte die Fürstin — „wie kommen Sie hierher? wollen Sie mich — etwa bestehlen?"

In der Angst faßte sie nach dem Kofferdeckel, er ließ sich nicht aufheben, die Feder war im Schlosse. Ha, das gab ihr Muth — er konnte ihr nichts stehlen von ihrem Reichthum, sie sprang auf und flüchtete, indem sie mit einem Fußtritt den Koffer halb unters Bett schob, nach einem der Fenster, dessen Gardinen sie aus einander riß, so daß sie zwischen ihnen stand wie in einer an den Seiten ihrer Gestalt herabfallenden Faltendraperie eingehüllt. Das war für Richard ein sehr schlechtes Omen.

„Sie fürchten mich, Madame," sagte er nach einer Weile, in der er sich gesammelt — „ich bin kein Dieb — nein, gewiß nicht, — ich will nur meinen Lohn, ich war krank, sehr krank, ich konnte nicht früher kommen."

Die Fürstin lüftete an einer Seite die Gardine ein wenig, daß Richard das hinter derselben geöffnete Fenster sehen mußte.

„Welchen Lohn, Mr. Richard?“ fragte sie.

„Wel — —“

Die Wiederholung dieser entsetzlichen Frage schien Richard nicht über die Lippen bringen zu können, erst nach einer Pause sagte er mit zitternder Stimme:

„Den Lohn für das, was ich für Sie gethan.“

„Ich weiß nichts — fort, verlassen Sie augenblicklich dies Zimmer!“

„Ohne Lohn?“ entgegnete Richard — „und ich sollte noch obendrein mehr als das Aufgeld ausmachte, an Innocent verloren haben? Alles umsonst gethan haben?“

Sein Gesicht verzerrte sich unter dieser furchtbaren Idee, aber die Fürstin bemerkte mit gleichem Entsetzen, daß sein Blick auf dem Koffer haftete. Weder er noch sie sprach.

„Sie wollen mich nur ängstigen, Madame,“ — sagte er endlich — „Sie sind so reich — ich habe die fünfhundert Francs redlich verdient — ach, es war ein großes Verbrechen.“

Die Fürstin antwortete nicht.

„Sie wollen nicht?“ fragte er dann — „hm! das ist schlecht, sehr schlecht — ich bekomme noch meinen Lohn — fünf . . . hundert Francs — oder ich verrathe Alles — Alles.“

Seine Angst war zu sichtbar, sie war abscheulich, die

Fürstin sah ihn beben, schwitzen, kaum der Sprache mächtig. Sie fühlte ihr Uebergewicht.

„Wenn Sie mich verrathen, verrathen Sie sich, Sie erkaufen also mit den fünfhundert Francs, die ich nicht auszahlen werde, weil Sie um Ihrer selbst willen nicht wagen dürfen, ein Wort des Verrathes dieser Begebenheit auszusprechen, nur mein Schweigen. Sie haben mir einen kleinen Dienst geleistet, ich leiste Ihnen einen größeren dafür.“

Ein Ton wie ein unterdrückter Angstschrei drang aus Richards Munde, er war leichenbleicher als je. „Sie wollen mich betrügen um meinen Verdienst,“ stammelte er — — — „geben Sie mir das Geld — ich bin so arm — ich habe die böse That aus Armuth gethan — ach der Himmel wird mich strafen, weil ich so ruchlos war.“

„Gehen Sie!“ sagte Velaska, „ich gebe nichts; ich werde Sie aber fortbringen lassen, wenn Sie in mich dringen.“

Verzweiflung drückte sich in den Zügen Richards aus, unwillkürlich empfand die Fürstin einen Abscheu vor seinem Anblicke, er sah häßlich aus, eine Armesünder-Angst in dem leichenbleichen Gesicht, und die Augen stier wie todt, während seine zusammengekniffenen Mundwinkel wie im Krampfe zuckten.

Eine Pause folgte. „Geben Sie vierhundert nur,“ sagte er. Die Fürstin deutete schweigend nach der Thüre. Die Angst steigerte sich bei Richard, er wurde verächtlicher

noch als abscheulich, die große Feigheit seiner Gemeinheit trat sichtbar in seinem Aeußeren sowohl, als in seiner zitternden Stimme hervor.

„Dreihundert — geben Sie dreihundert wenigstens — ach, mein Gott, meine Seele gehört der Hölle — ist sie keine dreihundert Francs mehr werth?"

Diese Verzweiflung war komisch, es lag ein Anklang von Galgenhumor darin, die Fürstin lachte unwillkürlich, Verbrecher finden oft eine burleske Seite in ihren gegenseitigen Ausdrücken. „Zweihundert, Madame, zweihundert — ach, der Himmel wird Sie strafen, daß Sie einem Armen den verdienten Lohn vorenthalten."

„Ein Wort noch, und ich rufe meine Diener," entgegnete Velaska — „fort aus meinen Augen!"

„Hundert! . . . hundert!" schrie Richard seiner nicht mehr mächtig, die Verzweiflung, Alles zu verlieren, verwirrte schon seine Sinne.

„Nicht einen Sou!" war die Antwort der Fürstin.

„Nicht? Nicht? ha — ich —" Richard wußte vielleicht in diesem Moment nicht mehr, was er eigentlich ausdrücken wollte, eine furchtbare Wuth verdrängte die geringe Feigheit. Jetzt war er Thier, das selbst in der Tollheit noch einem Instinkt folgt, der die gestörte Sinnesharmonie beherrscht. Nicht die Fürstin griff er persönlich an, nein, er stürzte sich auf den halb unterm Bette stehenden Koffer, er wollte ihn zertrümmern, dessen Inhalt oder einen Theil desselben wenigstens vernichten — diese Rache, ahnte

er, wäre die gräßlichste, welche er an ihr verüben konnte. Sein tolles unerwartetes Beginnen, so plötzlich verschieden von seinem vorigen Benehmen, erschreckte Velaska im Moment so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß — die Ruhe, das Gebietende, die Verachtung, welche sie bisher beobachtet hatte, wich eben so schnell einer ungeheuern Angst, sie vergaß in derselben, daß der Koffer von Eisen, mithin der wüthenden Vernichtungsgier ihres von ihr so schändlich betrogenen Verbrechens-Genossen widerstehen werde, sie verließ das Fenster und eilte hinzu, um ihn abzuwehren. Ha, in diesem Moment wo ihr Gott angegriffen wurde, vergaß auch sie Alles, ihre Weiblichkeit, ihre Schwäche. Auf dem kleinen Tisch zu Füßen des Bettes lag eine Scheere. Sie ergriff sie, sie warf sich auf ihn zu. Richard sah, was er, in seiner Wuth übersehen hatte, daß der Koffer von Eisen und fest im Schloß sei — im nämlichen Moment, als er Schaum vorm Munde, von demselben abließ, erblickte er die Fürstin mit einem glänzenden spitzen Stahl auf sich zueilen. Er sprang auf, er entging glücklich dem ihm drohenden Stoße, aber nicht ihrer Verfolgung. Wie eine Furie stürzte sie ihm nach, nur mit Mühe gelang es ihm, ihr zu entfliehen, immer der glänzende spitze Stahl in seinem Rücken, jeder Blick, den er nach ihr warf, fiel auf diese Waffe, die seinem Leibe, seinem Leben drohte. So trieb sie ihn durch die Gemächer, bis ins Vorzimmer. Der Diener war durch den Lärm der Flucht Richards, denn er hatte eine der Thüren hart hinter sich zugeworfen, munter

geworden. In der Meinung, es sei ein Dieb, faßte er ihn an — Richard dachte an keine Vertheidigung mehr — der Wechsel von dem ungeheuern Schmerz des Verlustes zur Wuth und der eben so plötzliche Uebergang zur größten Angst hatte ihn erschöpft, — der Diener schüttelte ihn und schleuderte ihn die Treppe hinunter. Er würde ihm nachgeeilt sein, wenn nicht die Fürstin eben so erschöpft von Angst und Wuth im nämlichen Augenblicke ins Vorzimmer geeilt wäre.

Das war Richards Rettung. Der Diener, welcher seine Herrin in diesem aufgeregten Zustande erblickte, fiel im Bewußtsein seiner Schuld, daß er geschlafen, ihr zu Füßen, und flehte um Gnade, weil er in der Meinung war, dieser Zorn gälte ihm.

Dadurch kam Velaska zu sich. „Schließe die Thüre," sagte sie, „Paris ist voll Räuber."

Langsam wankte sie zurück in ihre Zimmer, der Gedanke indeß, daß sie fünfhundert Francs gewonnen habe, wirkte sehr wohlthätig auf sie ein, sie vergaß in dieser wonnigen Empfindung den gehabten Schreck, die Aufregung. Das Gegentheil dieser Freude war bei Richard vorherrschend, er war in der That wohl der Elendeste unter den vielen Elenden, die das große Paris in sich einschließt. Instinktmäßig stürzte er, nachdem er sich auf der Treppe, auf der er niedergefallen war, aufgerafft, in den Hof nach seiner Karre hin, und zog sie rasch auf den Boulevard hinaus. Aus Richards Kopf war jeder Gedanke gewichen, er hatte

nicht einmal das Gefühl des Schmerzes mehr. In dieser vollkommenen moralischen Vernichtung zog er planlos seinen Karren hinter sich her, die Boulevards entlang, mitten durch den Troß der Wagen, Reiter und Fußgänger. Mit sehenden Augen war er blind, taub, die Sinne hatten bei ihm scheinbar ihre Functionen eingestellt, er hatte die Richtung nach dem andern Ende der Boulevards, nach dem de la Madelaine eingeschlagen, vielleicht in dem Wahne, dem Bastillenplatze zuzufahren. Wie ein Lastthier, das blindlings zugeht, weder rechts noch links schauend, zog er, den Blick stier vor sich hingesenkt, den Weg fort, bewußtlos und doch voll Bewußtsein. Trotzdem, daß er zu Boden sah, war er blind für die zuweilen im Wege liegenden Lappen, die unter andern Umständen in seinen Kasten gewandert wären. Indeß der lange Weg brachte endlich eine Wirkung hervor; sein Gefühl, das bisher einem vom Ausbruch zurückgehaltenen Gewitter glich, trat wieder in's Leben, ein dumpfes Stöhnen grollte aus seiner Brust herauf, ein Fluch, eine Verwünschung gegen sich, gegen die Menschheit. Mit Grimm blickte er um sich, er war in eine Allee der elysäischen Felder gekommen — der Nachmittag erst, vorzüglich die Abendzeit füllt diese Räume mit Menschen, jetzt am Vormittag waren sie ziemlich leer. Er zog seinen Karren unter den Bäumen hin — es war eine Wohlthat für ihn, sich hier unbeachtet zu sehen. Nach und nach fand sich eine zusammenhängende Ideenverbindung bei ihm ein, sein ganzes Unglück trat wie eine verkörperte Gestalt vor seine Seele

— der nächste Gedanke, der aus dieser furchtbaren Wahrnehmung hervorging, war der natürlichste, den ein Ruinirter haben kann, Sehnsucht nach Rache.

Er war ermüdet bis zum Sterben, er hatte noch nichts als ein Stück Brot und einen Trunk Wasser genossen, Körper und Seele waren erschöpft. Hinter einer großen Bude am Ende einer Allee warf er sich auf den weichen Grasboden neben seiner Karre nieder. Unaufhaltsam rannen Thränenströme, die er vielleicht gar nicht bemerkte, aus seinen Augen — die Wuth in seinem Herzen fand keinen andern Ableiter. Die übergroße Mattigkeit und der warme Sonnenstrahl, der hier an der Hochwand der Bude zurückprallte, verdoppelten die Wärme des Grasbodens — jetzt erst bemerkte er einen neuen Verlust, da er mit den Füßen in einen Brennnesselstock gerieth — dieser empfindliche Schmerz machte ihn aufmerksam, daß er im Hotel, wo die Fürstin wohnte, seine Holzpantoffeln verloren hatte. Dieser Verlust schlug ihn nur noch mehr darnieder, da er nicht wußte, auf welche Weise er diese wieder erhalten sollte. Von Hunger und Selbstvorwürfen gequält, überraschte ihn endlich ein Schlaf, der indeß nichts anders war als eine geistige und körperliche Lethargie, die Folge der furchtbaren Erschütterung, die er erlebt. Wenige in Paris konnten so ruhig mitten unter dem geschäftigen Leben sich einer solchen Ruhe überlassen. Diesen Vorzug genoß Richard im höchsten Grade, er hatte nicht zu fürchten, daß man ihn bestehlen werde. Was hätte man ihm auch rau-

ben sollen? Er trug nichts als den Hausschlüssel in seiner Blouse, und Niemand hätte das eckelhafte Gewand angegriffen — seine Karre aus morschem Bretterwerk konnte eben so wenig Jemandes Habsucht erregen, sie war schmutzig, und der Inhalt, den er darin sammelte, würde Jeden durch den unerträglichen Gestank, der das ganze Fuhrwerk verpestete, zurückgeschreckt haben.

Nach einer langen Weile fühlte sich Richard leise an der Schulter berührt, er hob das Gesicht, welches er auf seine beiden Arme gelegt, langsam in die Höhe, zu gleicher Zeit jagte ihm auch ein furchtbares Gebrüll, welches aus dem Innern der Bude herausdrang, einen Schreck ein, der ihn ganz munter machte. Neben sich sah er eine schlanke Frauengestalt stehen, deren Blick so sanft und freundlich auf ihn niedersah, daß er eine Anwandlung seltsamen Wohlgefallens fühlte.

„Armer Mann!“ sprach sie, „Ihr seid wohl recht müde?“

„Ja, ja — und hungrig . . . . . ach, ich bin sehr arm!“

„Hungrig? ach mein Gott! wartet, armer Mann, ich habe mein Frühstück noch nicht angerührt, Ihr sollt es haben, denn Ihr seid hungrig.“

Mit diesen Worten verließ sie ihn, Richard sah sie um die Ecke der Bude verschwinden. Er glaubte zu träumen, ein menschliches Wesen hatte Mitleid mit ihm. Das machte einen außerordentlichen Eindruck auf seine alle Hoffnun-

gen aufgebende Seele. Und in dem Antlitz dieser Frauengestalt lag der Ausdruck der Sanftmuth, der Herzensgüte, einer lieblichen versöhnenden Milde.

Sie kam zurück, ein Tablett in der Hand, auf dem ein Glas voll Kaffee und zwei Soubrötchen lagen. „Stillt Euern Hunger," sagte sie.

Mit welcher Habgier fiel Richard über diesen lang entbehrten Genuß her! Das war ein sehr glücklicher Moment für ihn. Die Wirkungen des Kaffees blieben nicht aus, er fühlte sich angeregt, lebendig werden — für ihn war er eine Segenbringende Arznei gewesen. „Sie sind wohl sehr reich?" fragte er.

„Nein, im Gegentheil, ich bin sehr arm," antwortete sie.

„Und können so ein theures Frühstück genießen," entgegnete Richard, „ach ich habe blos trocken Brot und Wasser — Sie sind tausendmal reicher als ich; aber Sie sind sehr gut, ich bin Ihnen vielen Dank schuldig. Wie mich das gestärkt hat!"

Eine Pause folgte. In dem zarten Antlitz der Frau lag die Freude unverkennbar, eine Wohlthat ausgeübt zu haben, das war neu, anziehend für Richard. Er wurde so sehr berührt davon, daß er ihr unwillkürlich die Hand küßte.

„Was thun Sie?" rief sie.

Richard hatte keine Worte für sein Gefühl, er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich hasse die Menschen, weil

sie eigennützig und schlecht sind, aber Sie sind es nicht, Sie haben mich gestärkt und haben von mir doch keinen Nutzen zu hoffen.“ Das war das erste Aufflammen eines lange nicht mehr in seinem Herzen vorhandenen Vertrauens zu den Menschen, es unterdrückte die Gemeinheit, die sich seiner bemächtigt hatte und erhob sein Gemüth wieder. Nachdem er seiner Wohlthäterin von seinem niedrigen Gewerbe erzählt und ihr seinen Namen genannt hatte, erfuhr er, daß sie die Gattin des Menageriebesitzers sei, neben oder hinter dessen Bude er sich befand.

Argentina erzählte von ihrem Liebling Amadeo; sich über denselben aussprechen zu können, schien ihr große Freude zu machen. Eben so wenig konnte es Richard entgehen, obwohl Argentina sich nicht darüber aussprach, daß sie an der Seite ihres Gatten wenig oder gar kein Glück genieße. Indem er Argentina so zuhörte, bemächtigte sich seiner ein eigenthümliches Gefühl, das Bewußtsein dämmerte in ihm empor, wie tief er unter diesem sanften weiblichen Wesen stehe, dessen Engelmilde gewiß schon vor dem Gedanken an eine böse That zurückschauderte. Die Erkenntniß schien über ihn zu kommen, daß er ein tiefgesunkener Mensch sei, ein Verbrecher, der der Gnade eines Engels nicht würdig wäre. Mit Beschämung fühlte er den großeu Abstand zwischen seiner Wohlthäterin und ihm — ha, das war der Beginn einer Reue, welche, obwohl aus dem Gefühle seiner Erbärmlichkeit, seiner Verworfenheit hervorgehend,

doch nach und nach zur Erkenntniß seiner Lasterhaftigkeit zu führen versprach. Eine Rührung seltener Art ergriff ihn, als Argentina, wenn er sich jeden Morgen hier einfinden wolle, ihr Frühstück ihm versprach.

„Gewiß, gewiß, es gibt noch gute, barmherzige Menschen, ich habe an Allen verzweifelt, ich glaube, es war Unrecht von mir, daß ich den Muth so sinken ließ," sagte er.

Argentina redete ihm zu, einen andern Erwerb zu suchen, ihre Worte erregten Schaam über seine Niedrigkeit, er warf einen Blick an sich herab, und er gestand sich, daß er sich selbst in seinem Aeußeren herabgewürdigt hatte. Ein Geschöpf des Schmutzes, lebte er von dem, was Andere als schmutzig wegwarfen, und doch war er noch so jung, die Kraftlosigkeit, die Siechheit seines Körpers nur durch die unnöthigen Entbehrungen des Geizes, dem er sich überlassen, hervorgebracht — er faßte den Vorsatz, sein Gewerbe zu verlassen und seine Lebensweise zu ändern. Indem er Argentina dies versprach, blitzte ein Lichtstrahl wie auf unsichtbaren Schwingen getragen um ihn, ihn und Argentina einhüllend. Und im selben Moment schien der Eindruck klar und mächtig in ihm aufzutauchen.

„Das ist der Lichtstrahl von Inis-caltra!" sagte er halblaut.

Argentina verstand diese Worte nicht; aber sie fühlte es wie in einer lebendiger in ihr sich regenden Sympathie des Geistes, eine Umwandlung ging in der Seele Richards

Otlington vor. . . . .

. . . .

Amadeo's gewaltige Stimme erhob sich im Innern der Bude. „Ich muß hinein,“ sagte sie — „sehen wir uns wieder?“

„Ja!“ sagte Richard, „aber anders, nicht in diesem Schmutz — ich werde von nun an arbeiten.“

Fast mit Ekel schleppte er seine Karre hinter sich her.

Glückliches Zusammentreffen.

Richard hielt Wort. Jemehr er der Begegnung mit Argentina nachgedacht, desto tiefer wurzelte bei ihm der Abscheu vor sich selber — er empfand einen unwiderstehlichen Ekel, als er in seine mit den übelriechendsten Lumpen angefüllte Wohnung gekommen war. Jetzt erst erinnerte er sich, daß dieser stinkende Dunst ein Miasma erzeugen könne, und er erstaunte nicht wenig, daß er bis jetzt noch nicht krank geworden sei. In der That, dies war auch wunderbar. Er öffnete die fest mit Läden während seiner Abwesenheit verschlossenen Fenster, damit der üble Dunst, der ihm heute zum ersten Male auffiel, sich entfernen könne. Wir haben erwähnt, daß er ohne Ekel einen oder den andern Haufen seiner Lumpensammlung zu seinem Nachtlager gemacht habe, jetzt mühte er sich ab zu begreifen, wie er so weit sinken konnte. Daß bei diesen Reflexionen natürlich sein bis jetzt vorherrschendes Laster bedeutend herabgestimmt war, lag in der Folgerichtigkeit der Schaam, welche er in Argentinens Gegenwart empfunden und welche sich wider alles Vermuthen tief in sein Bewußtsein eingeprägt hatte.

Der Himmel hatte in dem Herzen Richards einen Sieg über die finstre Macht der Hölle erkämpft und eine Reue erweckt, welche ihn wie auf luftigen Schwingen schnell emporhob aus der Tiefe des Lasters, der Verunstaltung des göttlichen Ebenbildes, ein Beweis, wie groß die ewige waltende Kraft des Guten ist und wie sich das Laster, die Sünde erst abmühen muß, um Proselyten zu machen, während ein einziger Augenblick im Leben eines Sünders hinreicht, ihn zu einer wahren Reue zu stimmen und auf besseren Weg zu führen. Wir meinen hiemit die fingirte Reue jener Rotte schändlicher und schäbiger Pietisten, die Gott mehr lästern als loben, da sie in ihren Herzen die schmutzigsten Heuchler sind, die ihre Niederträchtigkeit historisch zu machen sich bemühen, da es ihre Absicht ist, Fürsten und Völker zu verdammen. Richard Otlington war ein rechter Sünder, er war ganz das, was er war, die Halbheit nutzt weder dem wirklichen Leben, noch dem künstlichen des Romans, Richard war ein Mensch, wie Menschen sind, ausgestattet mit allen den Neigungen zum Uebel, zur Sünde. Wenn wir ihn in dem Hange zur Sünde, die sich allerdings erst in einem einfachen, gar nicht bösscheinenden Wunsche ausspricht, das Extrem erreichen lassen und vielleicht manchen zartfühlenden Leser zu dem Gedanken bringen, daß solche Pointen im Uebel nur Zerrbilder sein können, keine Wahrheit, so müssen wir uns dagegen verwahren. Die Wirklichkeit kann nie erreicht werden, die gräßlichste Phantasie vermag sich nicht solche Scheußlichkeiten

auszudenken, wie Menschen sie begehen. Die offne böse That, das schaamlose Verbrechen ist lange nicht das schlimmste unter der Menschheit, die heimlichen sind es, von denen man von Tausenden kaum eins erfährt, die nicht die Lebenden grade treffen, nein, die in spätfolgende Generationen noch hinüberwuchern.

Richard hatte nachgedacht, sein ganzes Leben war in einer Erinnerungs-Revue an ihm vorübergezogen, er schauderte vor der Tiefe, in welche er gesunken war. Der Auftritt des heutigen Tages zwischen ihm und der Fürstin stand lebhaft vor seiner Seele — ha, jetzt freute er sich, daß diese Schändliche ihm den Sündenlohn vorenthalten. Um dieses Lohnes willen würde er seinem schmutzigen Geiz treu angehangen haben, jetzt hatte er die Beruhigung, daß sie ihn durch das Versprechen dieses Lohnes geblendet, verführt. Und indem er sich diesen Betrachtungen hingab, fühlte er wieder die Einwirkung jener wonnigen Empfindungen, die ihm die Nähe des heiligenden Lichtstrahls jedes Mal brachte — der Himmel entsündigte ihn durch seine ewige Barmherzigkeit.

Eine Woche später finden wir Richard als Arbeiter. Sein kleines Capital hatte er zur Hälfte dazu verwendet, sich einige neue Kleidungsstücke zu kaufen und durch den Genuß kräftiger warmer Speisen seinen heruntergebrachten, siech gewordenen Körper zu stärken. Aus Meister Lacrosse's verrufenem Häuschen war er ausgezogen und wohnte wie früher bei Madame Margarethe von Valois von St. Remy

zur Miethe mit mehren jungen rüstigen Arbeitern. Erst in deren Umgange, denn er hatte sich fast gänzlich vom Umgang mit Menschen entwöhnt, lernte er fühlen, daß er bis jetzt in einer unerträglichen Sclaverei gelebt. Das Laster ist stets ein Joch, welches den Menschen niederdrückt — jetzt war er frei, selbst der Vorwurf, welchen er sich wegen des verübten Verbrechens an der Bewohnerin des Krankenhauses, von der er nicht wußte, daß es Afanasia gewesen, zuweilen machte, war nicht so schmerzhaft als früher. Er war noch schwach, der durch Entbehrungen geschwächte Körper stärkte sich so schnell, daß er schwere Arbeiten hätte übernehmen können, nur mit der Zeit erst konnte er hoffen, in ähnlicher Kraft wie früher sich zu befinden. Das Glück hatte ihm wohlgewollt, er hatte, was er gar nicht erwartete, in einer Siegellack-Fabrik Unterkommen gefunden und wurde seiner Siechheit wegen zu den leichtesten Arbeiten verwandt. Dies konnte er in der That nur als eine Gunst des Schicksals ansehen, in Betracht, wie früher alle seine Bemühungen, Arbeit zu erhalten, gescheitert waren. Mit dieser leichten Arbeit, die man ihm gab und für die man ihn auch, natürlich sehr niedrig, bezahlte, war auch noch ein anderes kleines Geschäft verbunden, er hatte die Ablieferungen zu besorgen und die weiteren Bestellungen der Kaufleute auf das Fabrikat entgegenzunehmen. Die Zahlungen selbst wurden ihm natürlich aus Mangel an von ihm zu leistender Caution nicht anvertraut, nur die Empfangsquittungen über die abgegebene Waare hatte er einzusammeln. Bei diesen Gelegenheiten,

die ihn die Woche hindurch an zwei Vormittagen ausschließlich beschäftigten, fielen auch einige Viertelstündchen ab, welche er dazu benutzte, um Argentina zu sehen, zu sprechen. Er fühlte sich stets leichter, wenn dies geschehen war, als ob ein unsichtbarer sänftigender Einfluß von ihr auf ihn überginge. Es war ungefähr das vierte Mal, als er hinter der Bude wartete. Argentina kam, sie sprach mit ihm, — es konnte ihm nicht entgehen, daß sie Thränen vergossen hatte. Er empfand so herzliche Theilnahme, daß er es wagte, sie nach der Ursache zu fragen.

„Mein Gott," sagte sie — „es schmerzt mich, daß ich sie Ihnen auch ohne Ihre Anfrage sagen müßte, denn es betrifft Sie."

„Mich?" fragte Richard erstaunt — „und in wiefern?"

„Man hat bemerkt, daß ich einige Male mit Ihnen hier gesprochen," antwortete sie mit einem Purpurroth — „man hat mir ein Verbrechen, eine böse Absicht untergeschoben, und Giacomo, meinen Mann, davon unterrichtet. Er ist ein wilder, jähzorniger Mensch, der mich mißhandelt und der auch Sie mißhandeln würde, wenn er Sie hier fände, mit mir sprechend. Um meinetwillen, nein um Ihretwillen vielmehr vermeiden Sie die Möglichkeit, ihm in die Hände zu fallen — er ist furchtbar in seiner Wuth — lassen Sie dies das letzte Mal sein, wo wir uns sehen."

In diesem Moment schien es Richard, als spräche

eine eigenthümliche Bewegung in Argentina's Herzen für ihn, als sei das Verbot, ihn nicht mehr sehen zu dürfen, schmerzlich für sie. Dies Zeichen inniger Theilnahme rührte ihn, so wie es sogar eine mehr als kleine Freude in ihm hervorrief. Er schwieg, es that ihm unendlich wohl, eine höhere Sympathie in diesem sanften Frauenherzen für sich zu finden. Gewiß, auch das Unglück erweckt gegenseitige zarte Sympathieen. Er ergriff ihre Hand und fragte: „Wer ist der Schändliche, der Sie so verleumdet, Argentina?"

„Es ist die Geliebte meines Mannes, Mademoiselle Virginie," antwortete die Gefragte leise mit schaamrothen Wangen und zur Erde niedergeschlagenen Augen — „ich habe ihr nichts zu Leide gethan, obwohl ich mich um der schweren Kränkung willen, die ich von ihr schon erlitten, wohl rächen dürfte, ohne daß mich Jemand darum tadeln könnte."

Der Name Virginie stand in Richards Gedächtniß in keinem besonders guten Andenken. „Diese Schaamlose!" sagte er, ohne zu ahnen, daß es die nämliche Virginie sei, die er kannte — „haben Sie Niemand, der Sie schützen kann?"

„Nein," sprach Argentina — „ich stehe allein — ganz allein. Ich habe Niemand, der mich liebt, als Amadeo, meinen Löwen."

„Seien Sie nicht ungerecht, Argentina, wenn ich Sie auch nicht zu schützen vermag, so. . . ." Seine Rede fand

keine Vollendung, um die Ecke der Bude stürzte Giacomo halb angekleidet, stieß einen furchtbaren Fluch aus, umschlang Richard mit einem seiner athletischen Arme, hob ihn in die Höhe vom Boden mit einer solchen Schnelligkeit, daß Richard fast die Sinne vergingen und der Athem ihm stocken blieb, da Giacomo ihm mit dem andern Arm die Brust fast zerdrückte.

„Giacomo! um Gotteswillen!" schrie Argentina; aber der Wüthende hörte sie nicht, mit drei gewaltigen Sprüngen verschwand er durch eine Pforte, welche in der Bretwand der Bude angebracht war. Argentina eilte ihm nach, sie erreichte Giacomo erst, nachdem dieser Richard mit aller Kraft auf den Boden niedergeschleudert hatte.

„Was thust Du, Giacomo?" rief die Frau — „er ist unschuldig, so wahr ein Gott lebt."

„Maledetto! Tochter einer Kupplerin!" brüllte der Hercules — „habe ich Dich ertappt?"

Ein Schlag, der ihr Gesicht traf, machte sie mit einem lauten Schrei zu Boden stürzen. Der alte Brunetti eilte aus seinem kleinen Verschlage heraus, neben dem dieser rohe Auftritt sich begab.

„Giacomo! was soll das?" rief er seinem Sohne zu.

„Nichts, was Euch kümmern kann," entgegnete Giacomo mit thierischer Wuth — „macht den Käfig des Tigers auf, er soll einen Festtagsbraten haben!"

„Wahnsinniger! willst Du uns verderben!" schrie der Alte, indem er sich an Giacomo's Arm anhielt. Dieser aber

schleuderte ihn so kräftig von sich, daß er an der Barriere niederfiel, die fast in Mannshöhe sich im Innern der Bude als die Wand des Verbaues wies, welcher die an dieser Seite gestellten Käfige der Thiere trug. Es war noch früh vor zehn Uhr Vormitttags, die Menagerie wurde den Besuchern erst in der Mittagsstunde jedes Mal geöffnet, weil früher auf keinen oder nur sehr wenig Besuch zu rechnen war und die Kunstproduktionen Argentina's in der Regel erst um zwei Uhr Nachmittags begannen. Durch die Erschütterung, welche der mit dem ganzen Körpergewicht an die Barriere anfliegende Alte auf das Breterfundament des Vorbaues hervorbrachte, wurden die Thiere oben erschreckt und alle Arten Stimmen mit einem Male in furchtbarster Disharmonie laut. Der Spektakel war ohrenzerreißend; indeß dies hatte doch eine Wirkung. Das Geschrei der Thiere schien Giacomo's Wuth, wenn auch nicht zu vernichten, doch in gewisse Schranken zu bannen. „Wer bist Du, Verdammter?" rief er, Richard mit einem Ruck in die Höhe reißend — „wer bist Du?" wiederholte er.

„Richard Otlington!" war die vielleicht nicht mit vollem Bewußtsein gegebene Antwort. Doch eben diese Antwort war in diesem furchtbaren Augenblicke seine Rettung. Ein Mann eilte aus dem Verschlage heraus, und rasch Giacomo und Richard trennend, umarmte er den Letzteren mit Leidenschaft.

„Richard Otlington!" rief er in höchster Freude —

„Richard Otlington, Sie sind es? welch ein Glück, daß wir uns hier finden!“

Wenn schon die Manier Giacomo's Richard fast ums Leben gebracht hatte, so war die Wendung, die das Ereigniß jetzt nahm, so seltsam, daß seine Sinne fast verwirrt wurden, er wußte nicht, was er sagen, nicht einmal was er denken sollte. Indeß der Andere ließ ihm keine Zeit, sich zu erholen, er umarmte ihn aufs Neue.

„Also Sie haben meine Zeilen erhalten? — Sie haben mich hier aufgesucht, theurer Richard — ich danke Ihnen!“ rief er laut, und indem er ihn nochmals recht innig umarmte, flüsterte er dem Erstaunten leise ins Ohr: „Thun Sie, als ob Sie mich kennten, sonst sind Sie verloren! Ich heiße Abbé Bernard.“

„Mein Gott, was ist denn hier geschehen,“ wandte er sich hierauf zu Giacomo, der nicht weniger überrascht von der übergroßen Zärtlichkeitsscene war, welche sich so wunderbar schnell und unerwartet vor seinen Augen entwickelte — „der arme junge Mann blutet ja hier im Backen? — sehen Sie nur — er kann nicht sprechen vor Schreck. Kennen Sie mich denn nicht mehr, theurer Richard? wissen Sie denn nicht mehr, wer ich bin?“

„Abbé Bernard!“ sagte Richard leise.

„Dem Himmel sei Dank, er kennt mich!“ rief der Abbé freudig, dann wendete er sich wieder zu Giacomo und sprach mit großem Ernste: „Ich frage Sie jetzt zum letzten Male, Signor Giacomo, was hier geschehen ist? Ich habe ein Recht diese Frage an Sie zu richten, ich kenne diesen

jungen Mann, den ich, Verhältnisse wegen, durch einige Zeilen zur Nachfrage nach mir hieher adressirt habe."

„Ich hielt ihn für einen Liebhaber meiner Frau," antwortete Giacomo verlegen — „ich traf ihn mit ihr draußen — Virginie hatte mich aufmerksam gemacht auf . . ."

„Schämen Sie sich, Signor," sagte der Abbé mit so strengem Ernste und Verweis, daß Giacomo unwillkürlich die Augen niederschlug — „Sie hätten erst nach der Wahrheit forschen, nicht einen Unschuldigen beleidigen sollen. Ich ahne, daß Sie ihn gewaltthätig angriffen."

„Er ist ein Verrückter!" redete der alte Brunetti mit Wuth im Auge — „er wollte ihn dem Tiger vorwerfen und mich schleuderte er an die Barriere, daß mir alle Rippen knackten."

Argentina hatte sich unterdeß erhoben, ihr Gesicht war blutig, sie eilte hinweg.

„Signor, auf ein andermal nehmen Sie Ihre Vernunft zu Hilfe," redete der Abbé mit Ruhe — „ich selber will diesmal bei diesem beleidigten jungen Manne bitten, daß er nicht Ihr unwürdiges, ja schändliches Benehmen öffentlich mache. Es würde Ihnen wenig Segen bringen. Gehen Sie, geben Sie ihm die Hand, die ihn thätlich beleidigte, er wird es mir zu Liebe thun, Ihnen zu verzeihen, vorzüglich wenn ich ihm die fröhliche Nachricht gleich jetzt sage, daß Tom Baillali, der ehrwürdige und brave Kaplan von Iverting, an mich seinetwillen geschrieben hat."

Das Erstaunen Richards erreichte den allerhöchsten

Grad, er griff, nicht recht wissend, ob er im Traume oder wach sei, nach der Stirn. Der Abbé bemerkte die große Verwirrung seines neuen Freundes von ohngefähr. „Ich ersuche Sie, guter Brunetti, erlauben Sie mir, daß ich diesen armen jungen Mann in Ihr Gemach führen darf, ihm ist vor allen Dingen die größte Ruhe nöthig, Sie sehen ja, daß er sich von seiner Bestürzung noch nicht erholen kann."

„Es ist auch kein Wunder, jeder Andere würde nicht weniger erschrocken sein," antwortete der alte Brunetti dem Abbé, und mit einem Blick auf seinen liebenswürdigen Sohn knirschte er zwischen den Zähnen: Maledetto!

Ohne den Letzteren weiter zu beachten, führte der Abbé, von dem durch das Anfallen an die Barriere hinkend gewordenen Alten geleitet, Richard in den Verschlag, welchen Brunetti der Vater allein bewohnte und durch welchen die Passage in den ging, welchen Giacomo mit seiner Pseudo-Gemahlin einnahm. Wir wollen über die schändliche Unsittlichkeit, von welcher der alte Brunetti in solcher Nähe von seinem schaamlosen Sohne und der grenzenlosen Frivolität Virginiens stets Ohrenzeuge wurde, schweigen, dergleichen konnte auch nur von einem so gemeinen und schlechten Menschen, wie der Alte selber war, ertragen werden.

„Sie werden wohl thun, Brunetti, wenn Sie so schnell als möglich ein Glas stärkenden Weines besorgen, um diesen armen jungen Mann wieder zu sich zu bringen,"

sprach Bernard, nachdem er Richard zu einem Sessel geführt.

„Gleich — gleich!“ antwortete Brunetti und eilte hinaus.

Als sich Bernard mit Richard, dem in der That die vollkommene Besinnung noch nicht zurückgekehrt schien, allein sah, sagte er leise zu ihm: „Was Sie hier auch hören und sehen mögen, junger Mann, so ersuche ich Sie um Ihrer selbst willen, halten Sie die Maske fest, daß Sie mich kennen — nur so kann ich Sie vor diesem Wüthenden, der in seiner Eifersucht ohne Zögern einen Mord an Ihnen begehen würde, retten. Für jetzt sei Ihnen genug, daß ich Sie kenne, dem Namen nach — ich preise den Zufall, welcher mich an diesem Morgen hierher geführt hat, denn er ist Ursache, daß ich Sie auf eine überraschende Weise fand, nachdem ich lange schon vergebens nach Ihnen geforscht hatte.“

„Nach mir, mein Herr?“ fragte Richard — „ich habe Sie heute zum ersten Male gesehen.“

„Und ich glaube, unsere Begegnung wird Ihnen, mein armer junger Freund, die Ueberzeugung geben, daß Sie einen Freund gefunden,“ antwortete Bernard sehr liebreich. „Um Ihr Erstaunen nur ein wenig zu mindern, sage ich nur vorläufig, daß im Bezug auf Ihre Briefe an den ehrwürdigen Pfarrer Otlington, dessen Namen Sie tragen, und an den braven Kaplan Tom Baillali, an mich

geschrieben worden ist, weil die Antwort, welche man an Sie geschickt hat, nicht in Ihre Hände gekommen sei."

„Nein, ich habe keine Zeile gesehen," antwortete Richard.

„Alle meine Nachforschungen nach Ihnen blieben fruchtlos," fuhr der Abbé fort — „und hätte nicht der Zufall Sie heute mir zugeführt, würden wir uns wohl nie gesehen haben. Ich habe Ihnen über Ihre Herkunft die wichtigsten Aufschlüsse zu machen."

„Wie?" rief Richard erstaunt.

„Schweigen Sie jetzt," bat Bernard — „Brunetti kommt mit dem Wein. Wenn wir draußen sind, sprechen wir weiter darüber."

Brunetti trat mit einer Flasche Wein und mit drei Gläsern ein. Man trank, der alte Menageriebesitzer schien durch diese Gastfreundschaft, die ihm jedenfalls, da er sehr knickrig war, schwer genug wurde, den übeln Auftritt von vorhin vergessen machen zu wollen. Richard hatte seit sehr langer Zeit keinen Wein genossen, mit dem ersten Glase schon empfand er die Wirkung des so lange, erst aus Armuth, dann aus Geiz entbehrten Tranks, eine lebhafte Wärme erregte sein noch von dem erlebten Ereignisse erschüttertes Wesen, die Aussicht, von dem Geheimniß, welches der Abbé angedeutet, etwas zu erfahren, wirkte außerordentlich auf ihn ein. Er drängte zum Fortgehen. Brunetti hatte ihm auf die etwas geschundene Wange ein rosarothes Pflaster gelegt, und so ausgerüstet, verließ er mit dem Abbé den

Verschlag. In dem äußeren Raume vor demselben, dem Schauplatz der eifersüchtigen Wuth Giacomo's, sahen sie diesen Letzteren an die Barrière des Verbaues mit über der Brust überschlagenen Armen lehnen, das wilde braune Gesicht mit den Zügen des Trotzes auf die Brust niedergesenkt, einen Blick des Zorns unter den buschigen Augenbrauen hervorschießen. Weder der Abbé noch Richard beachteten ihn, sie schritten rasch zur Thüre. Im Augenblick, als sie diese öffnen wollten, wurde das Nämliche von außen gethan. Eine Dame trat ein in sehr nobler, obgleich etwas nachlässiger Kleidung, einen Hut mit Federn auf dem schönen Kopfe und einen herrlichen Shawl über die Schultern hängend, dessen eine Kante auf den Boden hinstreifte. Richard blieb von ihrem Anblick frappirt stehen, er erkannte sie. „Virginie!" rief er. Nicht weniger erstaunt als er, fühlte sich die rasch in die Bude Tretende, sie schien zu erschrecken, ein kaum hörbarer Laut entschlüpfte ihrem Munde. Der Abbé gab Richard einen so kräftigen Stoß, daß dieser sich im nämlichen Augenblick außerhalb der Bude sah.

„Kommen Sie schnell!" sagte der Erstere und zog ihn so rasch als nur möglich in eine der hier, wie wir schon früher erwähnten, in Form eines Sternes zusammenstoßenden Alleen.

„Kennen Sie die Dame, welche uns beim Ausgange aus der Bude entgegenkam?" fragte Bernard, nachdem sie weit genug von der Bude und mitten unter in den Alleen ver-

kehrenden Verkäufern der mannigfaltigsten Luxusartikel waren.

„Ja," antwortete Richard — „sie war meine Maitresse, die mich schändlich betrogen hat."

„Jetzt ist sie die des rohen Kerls, aus dessen Händen ich Sie befreite," bemerkte der Abbé ruhig — „es war ein Glück, daß wir so nahe an der Thüre standen, der letztere Irrthum würde jedenfalls schlimmer abgelaufen sein, als der erstere. Doch lassen Sie uns in diese Restauration eintreten, mein junger Freund, wir haben viel mit einander zu sprechen."

Mit diesen Worten führte er Richard an der Hand, wie man Liebende oft in traulichem Herzensergusse neben einander gehen sieht, in eins von den vielen Etablissements, die die elysäischen Felder in Unzahl umgeben.

Reue und Erkenntniß.

In einem Hotel-Salon in der Straße Vivienne befand sich eine sehr ansehnliche Gesellschaft vornehmer Personen. Es waren meistentheils Polen, nur einige Russen und Franzosen darunter. Unter dieser Versammlung sah man auch Damen, denen die Adels-Aristokratie den Typus des Stolzes unverwischbar in die Züge des Antlitzes eingeprägt hatte. Das ist die sogenannte polnische Propaganda, die in Paris ihr Hauptlager hält, von welchem aus die Emissaire nach Polen, Litthauen, Galicien u. s. w. gesendet werden. In diesem vornehmen Cirkel giebt es mehre Hauptfiguren. Die erste unter den Polen ist ohnstreitig der Fürst Adam Czartoryski, der mit ernster Miene oft im Gespräche mit Anderen den Salon durchschreitet; man honorirt ihn hier mit der Unterwürfigkeit und der Ehrfurcht, wie man einen legitimen König nur ehren kann. Er ist ein improvisirter König, dessen Reich im Monde oder in

der Unterwelt liegt; aber er ist wie seine Landsleute hier ein Unglücklicher, der um sein Vaterland Schmerz fühlt, um die Wunden des zerfleischten weißen Adlers trauert, und so gebührt ihm die Hochachtung, die jeder Fühlende dem Unglück und der Trauer zu zollen verbunden ist. Seine Gemahlin, eine geborne Fürstin Sapieha, nimmt unter den Damen den nämlichen Rang ein, wie ihr Gemahl unter den Männern, sie versteht es durch Lebendigkeit des Gefühls die Gemüther zu entflammen, die Herzen für das große Interesse zu stimmen, das sie selbst begeistert. Der Fürst scheint besonders Einen unter den Anwesenden auszuzeichnen. Es ist ein junger kräftiger Mann, Miroslawski mit Namen, auf dessen Gesicht der unternehmende Geist, der in ihm wohnt, den Stempel des Muthes und der Kühnheit gedrückt hat. Der Fürst spricht viel mit ihm, und das was sie verhandeln, scheint sehr wichtig, denn sie sprechen leise; aber es interessirt Beide außerordentlich, die lebhaften Gesten des jungen Mannes, der tiefe Ernst auf der Stirn des Fürsten, der mit auf dem Rücken in einander gelegten Händen neben ihm hingeht, ist der augenscheinlichste Beweis, wie sehr seine Theilnahme angeregt ist.

„Wo ist er, Herr von Miroslawski?“ fragte der Fürst sich umsehend — „ich habe ihn noch nicht bemerkt.“

„Mit Ihrer Gnaden Erlaubniß werde ich ihn herführen,“ antwortete Miroslawski sich verneigend und forteilend.

Der Fürst trat zu seiner Gemahlin und sagte etwas leise.

„Ah, ist es möglich?“ rief die Fürstin. Drauf wendete sie sich zu den neben ihr sitzenden Damen, und das lebhafteste Interesse schien diese zu fesseln. Eine kleine Weile später kam Herr von Miroslawski zurück und zu seiner Rechten schritt Sergius Grusinski stolz auf den Fürsten zu. Als sich diese Beiden gegenüberstanden, wurde im Salon Alles still. Sergius war den Meisten der Anwesenden fremd; aber aus der Höflichkeit, mit der ihm Czartoryski entgegenkam, nahm man ab, daß es ein Mann derselben Farbe sein müsse. Im Uebrigen wies das stolze Auftreten Sergius', die Sicherheit, mit der er in dieser Versammlung erschien, daß er auf gleicher Rangstufe mit Czartoryski stehen müsse. Nach einigen gewechselten Worten stellte ihn der Letztere seiner Gemahlin und den vornehmsten Damen vor. Da er sehr laut Sergius' Namen nannte, so erfuhren Alle, wer dieser schöne stolze Fremde sei, dessen Aeußeres eine fürstliche Abstammung schon hinlänglich bekundete.

„Was wir Briefen nicht wohl anvertrauen können,“ sprach Czartoryski — „das gewährt uns das Geschick, jetzt mündlich mit einander zu besprechen, und so dürfte es wohl möglich sein, daß diese Stunde, so unbedeutend sie auch jetzt erscheinen mag, doch die Grundlage zu einer großen Zukunft in sich schließt.“

„In der That,“ antwortete Sergius — „wir haben Beide Genugthuung von Rußland zu fordern.“

Von jetzt an wurde die Unterhaltung zwischen Beiden

leiser geführt. „Man sagt, Ihr Bruder Ismael sei der Verräther der Verschwörung gewesen, welche schon vor einigen Jahren explodiren sollte — ich zweifle an der Wahrheit dieses Gerüchtes," fügte Fürst Adam hinzu.

„Nein, zweifeln Sie nicht, Fürst," entgegnete Sergius mit einem kaum zu verbergenden Zorn, — „es ist so — der Schändliche ist hier in Paris."

Czartoryski schwieg eine Weile, dann sagte er: „Dann ist es wohl unnöthig, Sie zur Vorsicht zu mahnen. Man hat in Petersburg die Witterung, daß wir hier nicht unthätig sind."

„Keine Sorge, Fürst, ich werde auf der Hut sein," erwiderte Sergius.

„Ist es gegründet, daß er in Ungnade in Petersburg gefallen ist und Andeutung von Oben her empfangen hat, sich auswärts zu restauriren?"

„Man sagt so," antwortete Jener — „aber wer weiß es!"

„Wenn dies gegründet wäre, könnte es wohl sein, daß er seine Meinung im Betreff der Unterwürfigkeit gegen Rußland geändert hätte," bemerkte Czartoryski.

„Ich zweifle. — Ha, ich verachte ihn in tiefster Seele."

„Sie scheinen unnachsichtig gegen den Fehlenden zu sein; indeß diese werden oft die Besten und Zuverlässigsten."

„Ich begreife Sie nicht, Fürst," sprach Sergius —

„Sie sprechen erst von Vorsicht und nun nehmen Sie den Verräther in Schutz — wie soll ich mir das erklären?"

„Lesen Sie!" antwortete Czartoryski, indem er ihm ein Billet überreichte — „ich empfing es heute Morgen."

„Wie? ein Billet von Ismael?"

„Lesen Sie, dann lassen Sie uns darüber sprechen."

Das Billet enthielt das Bekenntniß Ismaels, daß er Verrath an den Verschwornen begangen habe. „Aber ich wurde dazu gedrängt, man wußte mich durch die mannigfaltigsten Mittel dazu zu treiben," schrieb er — „nur Derjenige, welcher nicht am Hofe zu Petersburg gelebt und die Machinationen kennen gelernt hat, welche angewendet werden, um durch Furcht, durch Ueberredung, durch heimliche Spionerie Geheimnisse zu erforschen, der verdamme mich. Mir war nur die Wahl gelassen, als Verschwörer mein Hab und Gut zu verlieren oder ins Exil zu wandern, weil man mich der Theilnahme an diesem Complott verdächtigt hatte, oder mich aufs Eclatanteste zu rechtfertigen. Ich war schwach, ich wurde Verräther; aber dies Verbrechen habe ich, da es der Regierung nicht die Früchte trug, welche man erwarten zu können glaubte, bitter gebüßt, man hat mich selber verbannt, man hat mir die Verachtung bezeigt, deren ich mich leider werth gemacht habe. Ich kann keine Achtung von Ihnen, Fürst, fordern, denn ich habe sie durch meine That verwirkt, und Ihr gerechter Argwohn muß auch die schmerzlichsten Aeußerungen meiner Reue in

Zweifel stellen; aber ich kann vielleicht mit der Zeit Ihnen beweisen, daß ein Gefallener sich erheben und gut machen kann, so viel in seinen Kräften steht. Empfangen Sie das erste Zeichen dieses Strebens, das Vertrauen der Edlen, welche gegen die Tyrannei sich erheben wollen, allmählig zu verdienen und ihre Achtung wieder zu erwerben, meines Namens würdig zu werden. Man ahnte nicht, daß ich Paris zu meinem Exil wählen würde, und findet es jetzt, da es so geschah, nothwendig, mich womöglich zu einem zweiten Verrathe zu treiben. Ich will Niemand nennen; aber es sind mir in den wenigen Tagen meiner Anwesenheit bereits Fingerzeige ertheilt worden, nach denen ich auf jede nur mögliche Art suchen soll, die Geheimnisse der polnischen Propaganda zu erforschen. Mit Verachtung habe ich diese Anmuthungen abgelehnt; aber ich will die Entdeckung nicht verschweigen, welche ich dabei gemacht und die Ihnen und Ihren Freunden von größtem Nutzen sein wird. Es existirt hier ein Abbé, Namens Bernard, welcher auch der Testamentsvollstrecker meiner hier verstorbenen Mutter ist, — dieser Mann geht im Hotel des russischen Geschäftsträgers ein und aus und soll zugleich in mehren Familien Ihrer Freunde Zutritt haben. Die Zuvorkommenheit, mit welcher man ihn behandelt, läßt mich schließen, daß man ihn als ein wichtiges Werkzeug zur Aufspürung von Geheimnissen betrachtet, daß er jedenfalls schon Beweise seiner Tauglichkeit gegeben. Ich kenne diesen Mann nicht weiter, als daß ich ihn drei oder vier Mal gesehen habe; aber ich halte es für

meine Pflicht, Sie vor ihm zu warnen. Mein höchster Wunsch, der so natürlich mit der Erinnerung an meine That zusammenhängt, ist, meines Bruders Liebe wieder zu erringen. Ich lege diese Bitte an Ihr Herz, Fürst — unterstützen Sie mich in diesem Streben — ich rufe Ihren Edelmuth an."

„Der Heuchler!" rief Sergius verächtlich, dem Fürsten das Billet zurückgebend — „es ist eine Falle, nichts weiter."

„Urtheilen Sie nicht zu vorschnell, Fürst," entgegnete Czartoryski — „in diesem Briefe ist ein unumstößlicher Beweis von Wahrheit enthalten. Abbé Bernard hat, wie ich erfahren, Eintritt in mehren Familien gefunden, selbst Herr von Miroslawski hat mir gesagt, daß dieser Mann, mit dem er bereits einige Monate lang schon bekannt, sich auffallend unsrer Interessen annimmt und vorzüglich für Alles, was Sie betrifft, besondere Theilnahme bezeigt."

Sergius erinnerte sich an den Plan, welcher zwischen Lord Paul nnd dem Abbé beschlossen war, und wollte er nicht ungerecht gegen sich selber sein, so mußte er zugestehen, daß in der Warnung Ismaels vor dem Abbé allerdings eine nicht genug zu beachtende Wahrheit für ihn liege. „Ja dieser Abbé ist ein Schändlicher, es ist wahr," sagte er nach einer Pause — „ich halte ihn für einen Bösewicht, für einen nichtswürdigen Verräther, denn — ich habe ihn kennen gelernt."

„Wenn das ist, Fürst," nahm Czartoryski das Wort, „dann sind Sie Ihrem Bruder nur Dank schuldig."

„Ich verachte jeden Verräther, jeden!" rief Sergius auflodernd.

„Auch der Tiefgefallene kann sich erheben," bemerkte Czartoryski; „und Sie sind Söhne Eines Vaters, Fürsten, die durch gegenseitigen Haß sich selber schaden. Gedenken Sie der großen Zukunft, die Sie erringen wollen, die wir vereint erringen können. Polen frei, unabhängig von der tyrannischen Willkür Rußlands, Georgien, die Wiege Ihres Regentenhauses, frei von der Despotie Rußlands, vergrößert durch dessen Provinzen — Rußland zermalmt unter den Angriffen Polens, der Georgier, der Kaukasier, vernichtet von seinem Herzen durch sein eigenes Volk, welches sich in Masse erheben wird gegen die Autokratie — o mein Freund, stoßen Sie den bereuenden Verräther nicht zurück, er trägt mit zu der Krone bei, die Ihnen, dem ältesten Sohne der Czaaren von Georgien gehört."

Es ist schwer, den Eindruck zu beschreiben, den diese Worte auf den hoffärtigen Geist Sergius' hervorbrachten. Herrscher zu werden! dieser Gedanke, der seinem Herzen so sehr schmeichelte — nein, um dieses prächtigen Gedankens willen lohnte es sich, den ungemessenen Stolz hinter einer Maske zu verbergen, selbst die Verachtung, welche er überhaupt gegen die Menschen empfand, zu mäßigen, sie wenigstens nicht so offen zu zeigen. Wir sagten, daß Sergius in orientalischer Tracht in Paris erschien, er liebte diese

Tracht, weil er überhaupt den Orient liebte und dort allein den Sitz der vollkommensten Despotie zu erblicken wähnte, Beherrscher und Beherrschte. Er liebte das orientalische Calcül, nach welchem die Menschen blos Zahlen waren, mit denen man rechnen konnte; selbst sein Katholicismus war ein Gemisch orientalischer Phantasie, die Demuthslehre war daraus verbannt.

Czartoryski sah den Kampf in Sergius, er glaubte ihm zu Hilfe kommen zu müssen.

„Mein Freund!" sagte er, „haben Sie den Macchiavelli studirt?"

„Nein," antwortete Sergius.

„Nun, so erlaube ich mir, Ihnen eine einzige Lehre dieses berühmten Diplomaten, als selbst im gewöhnlichen Leben anwendbar zu bezeichnen," fuhr Czartoryski fort. „Täusche Deine Feinde, dann stehst Du über ihnen."

„So sei es," sagte Sergius. —

Wir knüpfen hier die die Familie Grusinski betreffenden Ereignisse von dem Tage an, als Lord Paul Orlimont mit dem Fürsten Ismael in Paris eingetroffen war.

Lord Paul wurde durch seine Schwester, die Lady Dryfesdale, von der Entdeckung ihres Planes in Bezug auf den Erbvertrag, welchen wider alles Erwarten auch Fürst Sergius unterschrieben, unterrichtet. Diese Handlung des Letzteren, da, wie die Lady sagte, er durch den von Perseus geraubten Brief um Alles wisse, war sehr auffallend, und der einzig richtige Gedanke, den sowohl der Lord, als die

Lady und der Abbé herausfanden, bestand in der Vermuthung, daß der Fürst gleiche Absicht hege wie sie, und Alles daran setzen werde, der Ueberlebende zu werden. Indem sie gegenseitig diese Vermuthung als die gegründetste aussprachen, konnten sie sich natürlich nicht bergen, daß Sergius ein entschlossener Feind sei, vor dem sie auf der Hut sein müßten. Der Lord entschloß sich, um Sergius persönlich kennen zu lernen, am nächsten Morgen bei ihm vorzufahren.

„Aber wer ist dieser Perseus?" fragte er.

„Ein Teufel, der ihn unterstützt," antwortete die Lady mit zorniger Stimme.

Der Abbé lächelte.

„Nein," sagte er, „ich glaube, er ist Einer von den vielen Klugen, die sich auf Anderer Kosten nähren." —

Während am andern Morgen der Lord am Hotel des Fürsten Sergius vorfuhr, begab sich der Abbé zu dem Fürsten Ismael, den er leidend und angegriffen von der Reise und bei dem noch schrecklichern Gedanken an die kaiserliche Ungnade, noch im Bette liegend fand. Ismael bewohnte eins der schönsten Hotels an der Porte St. Martin. Nachdem er sich ihm als Testamentsvollstrecker vorgestellt und ihn mit der bedeutenden Summe bekannt gemacht hatte, welche auf seinen Antheil fiel, bemerkte er zu seinem größten Vergnügen, daß Ismael lebhaft zu werden begann. Abbé Bernard war hinlänglich unterrichtet von der Hauptneigung des Fürsten, und so wurde es ihm durchaus nicht schwer, ihn durch seine gewandte Redegabe bald zu gewinnen.

„Man sagt," hob er unter Anderm an — „Dieser oder Jener sei neidisch und gönne seinen nächsten Blutsverwandten den Glückszufall nicht, der ihn reich macht. Ich finde einen solchen Neid nur dann verdammungswerth, wenn er um keines Zweckes willen entstanden, das heißt, wenn keine Möglichkeit vorhanden war, daß dieser Glückszufall unter einiger Veränderung auch ihm zu Gute kommen konnte. So z. B. würde ich es als keinen Neid betrachten können, wenn Sie, Fürst, den Wunsch hegten, Ihren Herrn Bruder und Ihre Frau Schwester zu beerben. Ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich sage, daß Beide den Reichthum nicht so schätzen, wie er es verdient. Er wird in fremde Hände fallen, Fürst Sergius ihn in hochverrätherischen Verschwörungen versplittern, um in diesen gefahrvollen Unternehmungen entweder zu enden, oder in Armuth zu sterben trotz seinem Stolze; Fürstin Velaska aber wird diesen Reichthum aufhäufen, er wird Niemand nützen und Ihnen, Fürst, vielleicht wenn sie sterben sollte, durch die räuberische Gier einiger Schlauen entzogen werden."

„Gewiß, ich würde diesen Reichthum besser anwenden, ich würde trachten mit seiner Hilfe die höchste Stelle im Staate zu erreichen, um unsern Namen zu erhöhen," entgegnete Ismael rasch.

Der Abbé schwieg eine Weile, dann sagte er:

„Ich sollte meinen, das könnte Ihnen auch ohne diesen Reichthum nicht schwer werden, Fürst."

„Wie meinen Sie, Herr Abbé?“

„Darf ich ungescheut sprechen, ohne daß es mir übel ausgelegt wird?“ fragte Bernard.

„Sprechen Sie, sprechen Sie!“ sagte Ismael sehr angeregt.

„Ich glaube, daß es Ihre Pflicht gegen Ihren Monarchen, wie gegen sich selbst ist, die hochverrätherischen und im Dunkel des Geheimnisses sich hier in Paris entfaltenden Verschwörungen gegen Rußland zu enthüllen. Sie würden dadurch in den Augen Ihres Kaisers nur gewinnen, und Fürst Sergius würde von einer Thorheit zurückgehalten, die ihn später in's tiefste Elend stürzen muß.“

Ismael zeigte sich sehr unruhig.

„Sie vergessen, daß ich hier fremd bin,“ sagte er nach einer Weile — „daß alle Die, welche solch ein Geheimniß bewahren, mich fliehen werden, wie einen Gerichtsschergen.“

„Es giebt hier für Alles Mittel, Fürst,“ antwortete der Abbé lächelnd, „die Hauptsache wäre, Ihres Herrn Bruders Vertrauen zu gewinnen — er haßt Sie.“ —

Im Laufe der Unterhaltung bei diesem ersten Besuche des Abbés gewann Fürst Ismael die vollkommene Ueberzeugung, daß es möglich sei, durch einen geschickten Coup nicht nur die kaiserliche Gnade, sondern auch nebst dem Anspruch auf das Majorat Sergius', dessen ihm von Afanasia zufallenden Erbschaftstheil zu erwerben. Diese Aussicht war für Ismael wunderbar erhebend und gab seinem neidischen Herzen die nöthige Spannkraft zu Unternehmungen, an die er

vor Kurzem nicht einmal gedacht hatte. Wir enthalten uns, diese Scene ausführlicher zu schildern, da die spätern Ereignisse als Wirkung derselben hervortreten; es ist hinreichend, zu sagen, daß Fürst Ismael an dem Abbé einen sehr wackern und einsichtsvollen Freund gefunden hatte. —

Anders gestaltete sich das Verhältniß Lord Pauls zu Fürst Sergius bei des Erstern Besuche. Auch die Sünde kann veredelt erscheinen; zwischen dem Lord und dem Fürsten Sergius trat diese Wahrheit besonders stark hervor. Der Erstere personificirte den rohen Stoff der Sünde, den Gedanken an dieselbe, welcher unausgebildet noch vor dem geistigen Auge des Denkenden steht, plump, ein Knäuel, der sich erst entwickeln soll im Laufe der Zeit. Lord Paul war ein roher und plumper Koloß, seine Hoffart war jener anmaßende und grobe Dünkel, dem nichts als Alles fehlt, ein Mann, dem selbst von der Natur die edlern Formen des Körpers versagt, dagegen eine gewisse thierische Plumpheit gegeben schien. Lord Pauls Hoffart war bäuerisch, ekelhaft, selbst die nothwendige Verachtung, die der Hoffärtige stets gegen Andere blicken läßt oder nach Befinden ausübt, trug bei ihm den Stempel der Gemeinheit. Die Verachtung dagegen, welche Sergius gegen die Menschen zeigte, war keine natürliche, seinem Gemüthe entspringende Eigenschaft, sie war erst aus der Ueberzeugung entstanden, daß der Eigennutz, die Sinnlichkeit die Triebfedern alles menschlichen Thuns und Lassens, daß das wahrhaft Edle eine Chimäre sei. Sein Stolz traf Alle ohne Aus-

nahme, er verachtete die Freundschaft — der Lord suchte dagegen die Freundschaft Derjenigen zu gewinnen, welche ihm entweder an Rang gleich oder über ihm standen, nur Untergeordnete trat er in Wahrheit des Wortes mit Füßen.

Lord Paul konnte aus dem Empfange, den er bei Sergius fand, leicht abnehmen, was von demselben zu erwarten stand, indeß lag es ihm daran, diesen stolzen Feind persönlich kennen zu lernen, und durch seinen Besuch dem Fürsten zugleich eine hohe Meinung von seinem Muthe beizubringen, insofern es jeden Andern hätte überraschen müssen, Denjenigen, von welchem man mit Bestimmtheit weiß, daß er an unserm Untergange arbeitet, als uns Ehren Bezeigenden zu sehen. Der Fürst empfing ihn kalt, mit verächtlicher Nachlässigkeit, der Lord ließ sich dadurch nicht abschrecken.

„Sie haben einen sehr gewandten Freund hier," sprach Sergius, „der Abbé Bernard leistet Ihnen gewiß vortreffliche Dienste."

„So ist es," antwortete Paul, „er ist ein unternehmender Kopf, der nie verzagt — "

„Sich aber an unvorhergesehenen Klippen denselben zerschellen wird," fügte Sergius hinzu.

„Möglich, man muß Alles abwarten," stimmte der Lord bei.

Der Fürst wies durch einen verachtungsvollen Blick seinen Abscheu.

Nach einer Weile sagte er:

„Ich habe den Erbvertrag zwischen unsern Familien unterschrieben, weil ich hoffe, der Ueberlebende zu sein."

Lord Paul lachte.

„Ich wünsche Ihnen im Voraus Glück dazu, Fürst."

„Aus welchen Motiven sind Sie auf die Idee gekommen, meine verstorbene Mutter zu diesem Erbvertrage zu bereden, Mylord?"

„Es geschah aus demselben Grunde, aus welchem Sie unterschrieben haben."

„Dann hätten Sie kein Weib in Ihren schändlichen Plan einweihen sollen — ich kenne denselben und werde Ihrer Niederträchtigkeit ein Ziel setzen, so wie allen Denen, welche darnach trachten, meine Erben zu werden."

„Sie beleidigen mich!" rief Lord Paul aufspringend.

„Nein, sagen Sie, ich habe mich selbst beleidigt, daß ich Ihnen die Erlaubniß gewährte, mir Ihre verhaßte Person vor Augen zu bringen; aber es war mir daran gelegen, meinen Feind kennen zu lernen. Sie sind mir nicht gefährlich, nicht einmal verachtungswerth, sondern gleichgiltig."

Der Fürst wendete ihm den Rücken zu.

Der Lord war außer sich, sein wilder, ungebändigter Zorn loderte auf, hastig schob er die rechte Hand in den Busen.

In diesem Augenblicke wendete sich Sergius schnell um.

„Geben Sie sich keine Mühe, Mylord, Sie finden jederzeit Ihren Mann an mir.“

Bei diesen Worten ließ der Fürst den glänzenden Lauf eines kleinen Taschenterzerols in dem durch die Fenster hereindringenden Sonnenschein spiegeln.

„Fürst! Sie —“

„Schweigen Sie!“ befahl Sergius — „verlassen Sie diese Wohnung, wo Sie weniger gelten, als der Staub, der an den Sohlen meiner Füße haftet. Aber glauben Sie nicht, daß ich die Vorsicht gegen Banditen außer Augen setze. Als ich Ihnen den Rücken wendete, sah ich sogleich in den Spiegel — bei Niederträchtigen muß man sich auf jeden Fall vorsehen. — Hinaus! kommen Sie mir nie wieder unter die Augen!“

Sergius zog den Hahn des Terzerols zurück, das leise Knacken konnte dem Lord nicht entgehen. Mit ausgestrecktem Arm, die kleine Todeswaffe auf den Lord Paul gerichtet, schritt Sergius auf ihn zu — entsetzt wich der Lord zurück und entfloh, als er die Thür erreicht hatte, aus dem Zimmer. —

Wir wenden uns nun zu dem Fürsten zurück, den die Aussicht, welche Adam Czartoryski ihm eröffnet hatte, vollkommen begeisterte. Als er nach Hause gekommen und Perseus, den Einzigen, den er achtete, weil er sich völlig unabhängig von ihm erhielt und überhaupt ein Uebergewicht über ihn behauptete, seine Hoffnungen mittheilte, antwortete dieser:

„Fürst, nehmen Sie Ismaels Reue an, um ihn zu vernichten. Wer höher steigen will, darf keine Rücksichten kennen. Durch einen neuen Verrath an Ihnen erkauft sich Ismael die höchste Gnade des Kaisers und eine Ehrenstelle — vergessen Sie das nicht — täuschen Sie ihn."

„Sie haben Recht, Perseus, ich verachte ihn zu sehr."

„Lernen Sie die Menschen kennen, Fürst, und Sie verlieren den letzten Glauben an die gepriesene Tugend der Liebe, der Freundschaft und wie alle die zärtlichen Eigenschaften heißen mögen, mit denen die Welt prunkt. Ich habe so eben in Ihrem Interesse eine doppelte prachtvolle Entdeckung gemacht."

„In meinem Interesse, Perseus?"

„Ja," antwortete Jener mit dem ruhigen, dämonischen Lächeln, welches er jedes Mal einer Sache von Wichtigkeit voran gehen ließ, — „die eine Entdeckung wird Ihnen die Ueberzeugung meiner Worte gewähren, die ich stets zu Ihrem Heile Ihnen vorspreche, die andere aber giebt Ihnen ein Mittel an die Hand, Lord Paul zu vernichten."

„Reden Sie, ich scheue Nichts," rief der Fürst schnell.

„Nun denn, so erfahren Sie, daß Ihre geliebte Antoinette hier in Paris in einem Hause gewohnt hat, dessen Eigenthümer ein geheimes Comptoir von Freudenmädchen hält und nebenbei zum Schein eine Agentur mehrer Feuerversicherungsanstalten. Ich selbst war bei diesem Manne und erfuhr, daß der Graf Saint Auguste der tägliche Gesellschafter der Fürstin war, ja daß sogar ein junger rüstiger

Bursche aus der niedrigsten Volksklasse bei Mademoiselle freien Zutritt hatte. Sollte Ihnen ein Zweifel darüber beikommen, so dürfen Sie nur den Wunsch äußern, diesen Mann, der sich Mr. Simon nennt, persönlich zu sprechen, und ich führe Sie zu demselben."

Der Fürst kniff die Lippen auf einander, das gesunde Roth seines Antlitzes wich einer Blässe, welche deutlich bewies, wie ein eiskalter Schauer seine Seele durchbebte, seine Hände ballten sich krampfhaft an den Seiten des Körpers — er hatte keinen Ausdruck für die letzte Enttäuschung seines Glaubens an das heiligste Gefühl im Menschenherzen. Es herrschte eine lange Pause, Perseus ließ den furchtbaren Eindruck, unter wolchem nur ein so stolzer Charakter standhaft und ohne Klage bleiben konnte, Wurzel schlagen. Nach einem langen, tiefen Athemzuge, welchen der Fürst that, gleichsam, als wolle er die furchtbare Last dieses ihn entehrenden Gedankens von sich abschleudern, hob Perseus von Neuem an:

„Die zweite Entdeckung beruht in einem Geheimnisse Lord Pauls und kann in Ihrer Hand ein Todesstreich für diesen werden."

Der Fürst schwieg, der erste Eindruck schien ihn noch gefangen zu halten.

„Es lebt hier ein junger Mann in Armuth, der den höchsten Anspruch auf Lord Pauls Majorat hat, er nennt sich Richard Otlington," fuhr Perseus fort — „es ist ein Glücksfall, daß ich diesen rechtmäßigen Erben des Lords

fand; Abbé Bernard hat sich bereits seiner angenommen, um jedenfalls den Lord zu seinem Sclaven zu machen. Entreißen wir dies Werkzeug geheimer Pläne dem Abbé, dann ist der Lord durch Sie vernichtet."

„Richard Otlington?" fragte der Fürst, ohne großen Antheil zu nehmen.

„Ja, Richard Otlington, der Sohn einer Leiche," antwortete Perseus.

Heimlichkeiten.

Charles, Chevalier v. Miramont hatte Zutritt bei dem Fürsten Sergius gefunden, wie wir durch die Begegnung zwischen ihm und dem Abbé flüchtig angedeutet haben, der Drang, sich an dem Letzteren zu rächen, hatte Charles dazu verleitet, die Fürstin zu verrathen, um dadurch ein Terrain zu gewinnen, auf dem er seinen Todfeind Bernard fassen konnte. Für einen so bösen Charakter wie der des Chevaliers war es eine Unmöglichkeit, ohne Rache zurückzutreten, gleichsam vom Schauplatz seiner Schlechtigkeit zu verschwinden; eben so unmöglich ist es dem Bösen, zu vergessen, daß er überlistet worden ist. Bis zu der Stunde, wo zwischen ihm und dem Abbé jene Scene vorfiel, die den Ersteren über den Betrug aufklärte, welchen Bernard sich gegen ihn erlaubt, der nun triumphirend ihn höhnte, hatte Charles die Rolle als ein Hauptagent des geheimnißvollen und schändlichen Planes, die Familie Grusinski zu verderben, gespielt; jetzt war er nichts mehr, als ein Werkzeug unter-

geordneter Art, seine Rache eine kleinliche und persönliche, ein Beweis, wie selbst im Bösesthun die Vereinzelung der Kräfte der Handelnden die Erreichung des Zweckes entweder erschwert oder dieselbe ganz unmöglich macht. Charles fühlte, wie sehr der Fürst ihn verachtete; aber er trug diese sichtbare Verachtung, mit der ihn dieser hoffärtige Mann verletzte, mit einer eisernen Geduld, er glaubte in diesem Stolze Sergius' den Todesstreich für Bernards Pläne zu finden. Dagegen war Perseus ganz der Mann, welcher mit Charles harmonirte. Ein wunderbarer Einklang fand zwischen Beiden statt, jene dämonische Ironie, mit der Beide die zarten und heiligen Gefühle des Menschenherzens verhöhnten. Wenn Charles gegen den Fürsten eine Art Scheu empfand, so flößte ihm Perseus, dieser alte, weißhärige Mann, der die Welt verachtete, im Gegentheil eine Art Zuneigung ein, wie dergleichen Charaktere sich überhaupt Vertrauen gegenseitig einflößen können. Charles hatte seinen Einfluß bei der Fürstin verloren und zugleich bei dem Lord und der Lady durch das Gegenwirken des Abbé; aber er blieb nicht minder als früher der Todtfeind des Letzteren. Die Entdeckungen, mit denen wir Perseus den letzten Abschnitt schließen ließen, stammten durchgängig von Charles her. Seine frühere Verbindung mit Mr. Simon in der Straße Saint Lazare hatte ihm die Bekanntschaft Mademoiselle Antoinettes verschafft und seine jetzige erneute mit Virginie Perigord hatte ihn zu der Entdeckung Richard Otlingtons geführt. Virginie schien sehr viel daran

zu liegen, über Richard etwas Näheres zu erfahren, und da sie nicht wagte, den Abbé darum zu fragen, so wendete sie sich an Charles. Trotz des guten Einverständnisses mit dem Abbé wurde Virginie ihm doch allmählig abgeneigt, die reiche Erbschaft, mit der er sie tröstete, ließ zu lange auf sich warten, Virginie, durch ihre Frivolität ausgebildet, war keine Freundin von großen Rücksichten. Der Gedanke, reich zu werden, die gerechtesten Ansprüche auf ein bedeutendes Erbe zu haben, hatten Wunder bei diesem genußsüchtigen Geschöpfe bewirkt, der Abbé war ihr Engel, ihr Gott, durch dessen Hilfe sie glücklich zu werden hoffte, denn obwohl sie als Pseudo-Gemahlin Giacomo Brunetti's ein sorgenloses Leben führte, so begann doch allmählig dies Verhältniß ihr langweilig zu werden, Virginie liebte gleich jeder echten Phryne den Wechsel, und die nähere Bekanntschaft mit Charles und dessen würdigem Freunde und ehemaligem Compagnon bot ihr ja hinlänglich Gelegenheit, eine Einsicht in die Vielseitigkeit des geheimen Comptoirs Mr. Simons zu gewinnen. Aus diesem Grunde, der ihr ganz besonderes Interesse weckte, neigte sie sich allmählig Charles zu, der es verstand, ihre Phantasie anzuregen und den Abbé mehr und mehr zu verdächtigen.

Da es für die folgenden Begebenheiten nothwendig ist, eine Schilderung des Verhältnisses zu entwerfen, welches seit Kurzem zwischen Giacomo und Virginie waltete, so knüpfen wir den Faden unserer Erzählung an den Moment an, wo Richard Otlington von dem Abbé aus der

Thüre der Bude gestoßen worden war. Giacomo hatte den Schreck Virginiens bemerkt, seine Eifersucht erwachte plötzlich. Er stürzte auf Virginie zu und faßte ihren Arm so krampfhaft, daß er denselben beinahe gebrochen hätte. Virginie schrie vor Schmerz laut auf. Ach, dieser rohe, wüste Mann liebte sie, er erschrack, ihr Schmerz ergriff seine Seele — wie betäubt stand er ihr einige Augenblicke gegenüber.

„Was soll das, Giacomo? hast Du Deine Sinne verloren, daß Du wie ein reißend Thier mich anfällst?" fragte sie, „ach, mein Herr, das ist gegen unsern Contract, ich finde durchaus keine Nothwendigkeit, mich mißhandeln zu lassen. Dieser Shawl, dieser Hut ist von Ihrem Gelde — da nehmen Sie sie hin, ich brauche Ihre Geschenke nicht, behalten Sie sie sammt Ihrer Grobheit."

Virginie warf ihm ohne Umstände den Shawl und den Hut vor die Füße und eilte an Brunetti dem Vater vorbei, der diesem sehr kurzen Auftritt mit geheimem Vergnügen beigewohnt hatte und es nun für nöthig fand, seinen liebenswürdigen Sohn zu neuen Rohheiten gegen Virginie anzufeuern; er hielt dies für den einzigen Weg, diese, die sich so entschlossen zeigte, zu einer Trennung von Giacomo zu treiben.

„Sie ist sehr gut gezogen," sagte er zu Giacomo, „sehr gut, mich wundert, daß sie Dir Shawl und Hut nicht ins Gesicht warf; aber ich hoffe, Du wirst ihr zeigen, daß Du der Herr bist und sie für ihre Dienste honett bezahlst."

Giacomo antwortete nichts, er warf seinem sehr recht-

schaffenen Vater einen Blick voll Wuth zu, raffte beide Gegenstände vom Boden auf und stürzte nach dem Verschlag zu. So kurz als die Zeit auch gewesen war, welche seit dem Augenblicke verstrichen, als Virginie den äußeren Raum verlassen hatte, so fand Giacomo sie doch bereits beschäftigt an der kleinen Lade, die ihr einziges Eigenthum war, ihre Habseligkeiten schnell zusammen zu packen.

„Mein Herr," sagte sie, „haben Sie keine Angst, daß ich irgend etwas von Ihrem Eigenthum miteinpacke. Sehen Sie alle die Sachen durch, die Sie für mich kauften; obwohl ich den gegründetsten Anspruch machen könnte, sie zu behalten, weil ich nicht nur erstlich contractlich Ihre Frau bin, sondern zweitens sie auch mit meinem Leibe verdient habe, so mag ich sie doch nicht. Jeder verdient sein Brot, wie es ihm gefällt."

„Du willst fort, Virginie — warum?"

„Nichts mehr von Du, Mr. Giacomo, es ist aus zwischen uns. Sie haben mich thätlich angegriffen, ich hebe den Contract auf, wir haben nichts weiter mit einander zu schaffen — in einer Viertelstunde bin ich fort, und die Sache ist abgemacht."

„Ich lasse Dich nicht fort, Virginie," sagte Giacomo fast bebend, „warum? weil ich Dich angriff? Ja, ja, das habe ich; — aber ich wollte Dir nicht wehe thun. Tausend Flüche auf meine Seele, wenn ich den Gedanken gehabt hätte, Dir weh zu thun."

„Ich möchte eine zweite Auflage dieser Zärtlichkeit

nicht erleben, sie war fühlbar genug und ich werde wahrscheinlich auf einige Wochen ein blaues Armband tragen," erwiderte Virginie, indem sie den Aermel ihres Kleides zurückstreifte. „Nun, ich habe Recht, Mr. Giacomo," rief sie, „sehen Sie doch, diese fünf Finger hier abgedrückt für jetzt in Dunkelroth, später in einem häßlichen Chanchang — Sie müssen geglaubt haben, mit Ihrem Tiger eine zärtliche Scene zu spielen und Ihre Gefühle ihm verständlich machen zu wollen — pfui!"

Sie beugte sich wieder zu der offenen Lade nieder und beschäftigte sich mit dem Einpacken. Giacomo, dessen Gefühl sonst nicht das feinste war, drückte seinen Schmerz um den Verlust, der ihm so sichtbar bevorstand, auf ganz eigenthümliche Weise aus. Er knirschte mit den Zähnen und schlug sich mit geballter Faust auf die Brust, der dumpfe Ton, welcher diesen einzelnen Schlägen nachhallte, klang eigenthümlich und schauerlich. Dies Spiel der Wuth trieb er so lange, bis Virginie die kleine Lade zugeschlossen hatte.

„Ich traue Ihnen so viel Rechtschaffenheit zu — Halt, hier ist mein Kamm noch — Mr. Giacomo, daß Sie demjenigen, der — das ist sehr gut, dort stehen meine Pantoffeln auch noch — der von mir geschickt wird, um meine Sachen abzuholen — ah, sieh, sieh, da sehe ich mein Pomadebüchschen — dieselben übergeben werden. Wo ist denn mein karrirtes Umschlagetuch und meine Berthe? Ah, da, da, sehe sie schon."

Virginie trat vor den Spiegel und ordnete ihr Costüm.

Ihr Benehmen war so voller Nonchalance, voll wahrhaft frivolen Muthes, so ruhig, als wenn sie ein Paar Handschuhe mit einem anderen Paar vertauschte. Auf ein rohes Gemüth mußte dieses ungekünstelte Benehmen, welches eine völlige Gleichgiltigkeit und zugleich eine Vertraulichkeit mit dem Wechsel bezeugte, einen ganz anderen Eindruck hervorbringen, als auf ein feines, empfindsames. Dieses Letztere würde von dieser Gleichgiltigkeit, dieser Ruhe aufs Unangenehmste verletzt worden sein, während es dem wilden Giacomo imponirte. Virginie war bis zum Fortgehen fertig, sie sah sich noch einmal in dem Verschlage um, und sagte dann: „Adieu, Mr. Giacomo, ich wünsche Ihnen viel Vergnügen zu einer neuen Heirath; aber seinen Sie ja vorsichtig, daß man Sie nicht etwa bestiehlt, — pfui! Adieu.“

Giacomo vertrat ihr den Weg. Er beschwor sie zu bleiben, er unterließ keine Anstrengungen, sie zu überreden.

Virginie erkannte wohl, daß seine Reue wahr sei, Giacomo konnte nicht lügen, er war zu roh, zu ungebildet dazu, eine Lüge aus seinem Munde wäre plump ausgefallen, sie hätte ihr Gepräge an der Stirn getragen. Endlich willigte Virginie ein zu bleiben, Giacomo schien fast wahnsinnig vor Freude, er liebte sie wirklich, deßwegen auch erzitterte er vor Eifersucht.

Der alte Brunetti lehnte mit dem Ohre an der Wand,

er hatte Alles mit angehört. Ein stiller, aber schwerer und gottloser Fluch ging über seine Lippen, als es ihm klar wurde, daß Virginie blieb. „Verflucht sei diese Schlange, sie setzt sich nun erst recht fest ins warme Nest," sagte er für sich, „und man findet keinen Fleck, wo sie zu verwunden ist."

Zum Schluß dieser Scene hörte der Alte Virginien drin noch sagen, auf die Frage Giacomo's: „In welchem Verhältnisse sie mit Richard Otlington gestanden?"

„Wir heiratheten uns par amour, nichts weiter, wir ersparten die Hochzeitskosten, denn wer ins dreizehnte Arrondissement hinein heirathet, kommt jederzeit am Besten weg."

„Und Du schwörst mir zu, daß Du ihn nicht mehr liebst?" rief Giacomo hastig.

„Nein, Othello," antwortete Virginie lachend, „es ist längst aus mit uns gewesen, das kann ich mit gutem Gewissen beschwören, und wenn Du willst, bei — bei was denn gleich? ja bei Deinen niedlichen Fingern, die mir zu einem improvisirten Amethyst-Armband auf die wohlfeilste Art verholfen haben."

Der Friede war zwischen Beiden geschlossen, und der alte Brunetti, der Ohrenzeuge dieser neuen Allianz, verließ leise den Verschlag, der ihn von dem Wohnraume seines hoffnungsvollen Sohnes und dessen energischer Geliebten trennte. „Sie ist nicht fortzubringen," brummte er vor sich hin, „der Satan hat sie meinem Höllenbraten von Jungen an die Seele geschmiedet, er ist verrückt geworden."

Dieser würdige Vater stieg die wenigen Stufen hin-

ein, die ihn in den Zuschauerraum führten, er suchte Argentina und ahnte nicht mit Unrecht, daß er sie in ihrem gewöhnlichen Zufluchtsorte, in dem Käfige ihres afrikanischen Lieblings Amadeo finden würde. In der ganzen Bude hätte sich Argentinen kein besseres und sichreres Asyl geboten, als gerade dieser Käfig des majestätischsten Raubthieres ferner Zonen. Hierher floh sie vor Giacomo's Mißhandlungen, der eben keinen größeren Feind besaß, als diesen wilden und doch so sanften gutmüthigen Liebling Argentinens. Vielleicht war es der Haß, welchen Giacomo gegen die Letztere bei allen Gelegenheiten ausübte, daß er besonders feindselig gegen Amadeo verfuhr und bei den Schaustellungen ihn, wie wir schon früher erwähnten, bis zur größten Wuth aufreizte. Wir sagten, hier sei das einzig sichere Asyl für die oft Mißhandelte gewesen, und dies war auch in der That so — Giacomo wagte es nicht, außer den Schaustellungen sich dem Käfig des Löwen zu nahen. Ein einziges Mal nur hatte Argentina, als er sie mit Schlägen bis an den Käfig verfolgt und das Thier drin bei seinem Anblick wie gewöhnlich ein wüthendes Gebrüll ausstieß, ihm zugerufen: „Wage es nicht mehr, mich anzurühren, Du entsetzlicher Mensch, ich öffne die Thüre zu Amadeo's Käfig und er zerreißt Dich in Stücken!"

Diese Drohung in der höchsten Verzweiflung gethan, schreckte Giacomo dermaaßen, daß er es nicht auf die Erfüllung derselben ankommen ließ, und auf diese Weise hatte Argentina wenigstens einen Ruheort gefunden. Gegen den

Alten, obwohl sie ihn eben nicht mit Zuneigung betrachten konnte, hegte Argentina indeß nicht jene Scheu, jene Angst, wie vor Giacomo — er war stets menschlicher gegen sie gewesen.

Jetzt fragte er sie, „ob sie diesen Richard Otlington kenne?"

Argentina hatte kein Hehl vor ihm, sie hatte sich auch nicht ihres Mitleids zu schämen.

In einigen Tagen fand sich der Abbé wieder bei dem alten Brunetti ein. Der Alte erzählte ihm voller Grimm, daß Virginie noch da sei, er schilderte ihm den Auftritt zwischen ihr und Giacomo.

„Schafft sie mir vom Halse, ich bitte Euch, Abbé — es gibt noch Unglück sonst," redete der alte Menageriebesitzer, „maledetto, ich hätte nie geglaubt, daß mein Teufelsbraten so verrückt werden könnte. Sinnt nach — sinnt nach, alle tausend Höllengeister, sollte es kein Mittel geben, diese Wespe aus meinem Eigenthum zu bringen!"

„Warum nicht? jetzt ist es eher möglich, als früher, guter Brunetti," lächelte der Abbé.

Wir verlassen diese beiden ehrenwerthen Freunde, deren Calcül sich in späteren Wirkungen herausstellen wird, und wenden uns zu Virginie zurück. So leichtsinnig und frivol diese auch war, so war es ihr doch nicht entgangen, daß Richard elend, leichenbleich und wenn auch in einem so weit ordentlichen, aber doch gegen seinen früheren Glanz höchst armseligen Anzuge sich gezeigt habe. In der Regel

findet man bei jenen mit Gottesfurcht ausgerüsteten und mit einer bewunderungswürdigen Moralität begabten Damen aller Stände weit weniger Neigung zum Mitleiden, als bei den Freudenmädchen insgesammt.

Diese Behauptung, die wir hier aufstellen, mag auffällig und sonderbar klingen, indeß ist sie deßwegen nicht minder wahr, und ihre Wahrheit begründet sich nicht nur in den Verhältnissen dieser Eintagsfliegen, sondern auch in der Sünde selbst, der sie sich hingegeben haben. Die Wollust hat etwas mit der Verschwendung gemein, sie liebt den Wechsel, den erneuten Reiz; aber sie erheitert auch die Sinne, wenn sie nicht bis zu gemeinen thierischen Ausschweifungen, zu jener rasenden Wuth gediehen ist, in der eine der russischen Kaiserinnen sich so auffallend ruhmwürdig ausgezeichnet hat. Der heitere Sinn ist der Vernunft nach eher der Barmherzigkeit geöffnet, als der Ernst der übertriebenen Moralität, hinter der so viele Frauen die unlautersten Begierden verstecken. Diese Moralischen gehen meist verächtlich an dem Leidenden vorüber und sind nur dann sehr mitleidig, wenn sich eine günstige Gelegenheit darbietet, ihre ungewöhnliche Menschenliebe leuchten zu lassen vor der Welt. Diese Wahrheit ist traurig, aber sie ist wahr — Ausnahmen gibt es freilich.

Auch in den Verhältnissen der Freudenmädchen liegt eine Ursache zum Mitleid. Derjenige, der seinen Verdienst ohne sonderliche Anstrengung gewinnt, ist jederzeit weit eher geneigt, etwas davon den Bedürftigen mitzutheilen, als der,

welcher Rücksichten nehmen muß, oder durchs Glück gar nicht einmal zur Kenntniß der Wechselfälle des Lebens gebracht worden ist.

Es lag Virginien daran, zu erfahren, in welchem Stande jetzt dieser einst so glänzende junge Mann lebe, sie erinnerte sich nebenbei, daß sie ihm doch eigentlich ihr jetziges lustiges Dasein verdanke, das Geschmeide, welches sie bei ihrer Flucht aus dem Hotel Sir Richard Franklins mitgenommen, betrachtete sie durchaus nicht als einen Diebstahl, es war ja ein Geschenk von Richards Freigebigkeit. Mit diesem Geschmeide, welches durch Nini Marmisons Vermittlung in die Hände des sehr braven Herrn Joli wanderte, der dergleichen Geschäftchen zu Gunsten Verunglückter, wie er sich gemüthlich auszudrücken pflegte, gern abmachte, gründete Virginie ihre neue Carriere und erlangte bald durch ihre glänzende Sorglosigkeit, die noch aus der Schule bei Sir Richard sich herschrieb, einen gewissen Ruf unter den vielen Subjecten ihres neuen Standes. Aber sie war nicht ganz undankbar, sie fühlte Mitleid mit Richard, und der Gedanke, daß er vielleicht eine Unterstützung bedürfen könne, trieb sie sehr lebhaft an, Erkundigung über ihn so viel als möglich einzuziehen.

Die erste Person, an die sie sich zu diesem Behuf wenden konnte, blieb Argentina, nachdem sie von Giacomo erfahren, daß er Richard Otlington mit ihr sprechend außerhalb der Bude überrascht habe.

Bisher hatte Virginie dieser Dulderin keinerlei Aufmerk-

samkeit bewiesen, ja sie sogar verachtet, weil sich dieselbe wie eine Magd oder Sclavin von Giacomo herabwürdigen ließ, Argentina's Schweigen und stille Ergebung stimmte nicht mit dem Freiheitssinn und der Frivolität Virginiens zusammen und daher stammte auch die gegenseitige Abneigung unter ihnen. Ja, es machte Virginien sogar Spaß, Giacomo, wenn auch nicht eifersüchtig, doch aufmerksam auf Argentina's Thun zu machen.

Einer der Menageriewärter hatte, um sich bei Virginien einzuschmeicheln, ihr die Nachricht mitgetheilt, er habe die Signora schon zweimal des Morgens heimlich mit einem Fremden hinter der Bude sprechen sehen.

Das war ein sehr guter Stoff, um ihr Vergnügen, Giacomo in Harnisch zu bringen, zu erhöhen. Der Leser kennt den Ausgang.

Indeß Virginie fühlte sich in Bezug auf Richard sehr gedrungen, mit Argentina zu sprechen, und indem sie auf deren Sanftmuth baute, eine offene Beantwortung ihrer Fragen zu erlangen, hatte sie sich auch keineswegs verrechnet. Argentina hatte nichts zu scheuen, ihre Bekanntschaft mit Richard warf keinen Flecken von Schuld auf sie. Gewiß hatte Virginie noch nie eine Unterhaltung unter solchen Umständen gepflogen, als diese es war. Sie hatte dazu eine Zeit gewählt, wo weder der alte Brunetti, noch dessen Sohn sich anwesend in der Bude befanden. Wo Argentina zu finden war, wußte sie. Diese Unterredung fand also von Seiten Argentina's aus Amadeo's Käfig heraus, und

von Seiten Virginiens in einer kleinen Entfernung vor demselben statt.

Warum Argentina offen und aufrichtig gegen diejenige war, die sie nicht nur als unwürdig, sondern auch als ihre Verfolgerin, die Räuberin ihrer Rechte ansehen mußte, können wir höchstens aus der Ursache erklären, daß es für die Aermste vielleicht eine Genugthuung schien, sich selbst in den Augen dieser, die sie Grund zu hassen hatte, zu rechtfertigen.

Virginie erfuhr also, daß Richard jetzt in einer Siegellackfabrik als Arbeiter angestellt sei, daß er nicht mehr Franklin, sondern Otlington heiße, und obwohl sie sich dies nicht enträthseln konnte, warum er sogar seinen Namen geändert, so war sie doch sehr zufrieden mit dieser Entdeckung.

Indeß diese Unterredung hatte noch einen anderen Nutzen, den Argentina erst in den folgenden Tagen kennen lernte. Virginie hatte eine gewisse Achtung vor dieser so sanftmüthigen Dulderin gewonnen, und wenn sie auch für ihre eigne Person keinen sonderlichen Vortheil als höchstens ihre Neugier Richards wegen zu stillen fand, so wandte sie doch ihre Macht über Giacomo dazu an, ihn in Rücksicht Argentinens etwas milder zu stimmen. Die Letztere genoß von dieser Zeit an eine Art Schonung von Seiten Giacomo's, wenn wir die Gleichgiltigkeit, welche ihr dieser rohe Mensch nun bezeigte, Schonung nennen können.

Der Abbé blieb mehre Tage aus, von ihm vielleicht

hätte Virginie etwas über Richard erfahren können, wenn er ihr, was zu bezweifeln sein dürfte, die Wahrheit gesagt haben würde; indeß Virginie war deßwegen nicht sehr in Kummer, sie besaß ja noch einen Freund, Charles, gegen welchen sie übrigens noch mehr Vertrauen hegte, als zu dem Ersteren. Sie machte daher diesen mit ihrem Wunsche, von Richards Verhältnissen nähere Kunde einzuziehen, bekannt, und da sie durch Argentina in Stand gesetzt war, sogar die Fabrik namhaft zu machen, in der Richard arbeitete, so wurde es Charles nicht schwer, sich des Geheimnisses zu bemächtigen, besonders da Richard im Vertrauen, Charles sei ein Freund des Abbé's, durchaus keine Vorsicht anwendete, und über Lord Paul Orlimont mit ihm sprach. Die Kenntniß, die Charles in Hinsicht der Familienverhältnisse des Lords besaß, und die Gewandtheit dieses Mannes, unter der Maske der größten Theilnahme Fragen zu verstecken, welche Richard arglos beantwortete, klärten den Ersteren vollkommen über das Geheimniß der Herkunft Richards auf. Der Hauptbeweis, daß dies Geheimniß nicht ohne Wichtigkeit sei und von dem Abbé zur Ausführung irgend eines Planes angewendet werden sollte, lag in der Unterstützung, die er Richard nicht nur versprochen, sondern auch eines Theils schon gewährt hatte. Richard sah sich durch ihn im Besitz einer Summe von mehren hundert Francs und nur der Vorsicht wegen, wie der Abbé vorgab, sei es nöthig, daß er noch in der Fabrik bleibe. Der Abbé ahnte nicht im Entferntesten, daß sein Bau, den er so wohlangelegt glaubte, ins Geheim unterminirt werde.

Der Sieg.

Die Zwietracht, welche unter den Familiengliedern Grusinski bisher obgewaltet hatte, schien plötzlich beseitigt zu sein, wenigstens war der Schein des gegenseitigen Einverständnisses vorhanden, obwohl Jedes von dem Andern im Geheim überzeugt war, daß eben dieser Schein des guten Einverständnisses nur eine Hülle der abscheulichsten Pläne sei, die mit der Zeit erst zum Lichte der Oeffentlichkeit kommen würden. Sergius und Ismael hatten sich versöhnt und der Letztere bot alles Mögliche auf, seinen schwer beleidigten Bruder von seiner Reue zu überzeugen; gleichfalls wies sich auch die Fürstin Velaska wahrhaft zärtlich besonders gegen Ismael, der in der That körperlich sehr angegriffen war, sie besuchte ihn täglich und ihre Unterhaltungen waren dann sehr eifrig und von großer Wichtigkeit. Velaska hatte sich, wie wir früher erwähnten, wenn auch nicht gradezu gesträubt die Gemahlin des Lord Paul zu werden, doch den Anspielungen und Vorschlägen der Lady Dryfesdale unbestimmte Ausweichungen entgegengesetzt, die jetzt allerdings verschwunden

waren. Eine seltsame Uebereinstimmung der Ideen von Seiten des Abbé's sowohl als des Fürsten Sergius trieb die Fürstin zu einem Heirathsprojekt mit Lord Paul. Der Abbé hatte die Lady dafür gewonnen und es galt nun, den Lord zu gleicher Nachgiebigkeit zu bringen. Wir haben dem Leser den Lord Paul hinreichend als einen unternehmenden Mann geschildert, indeß wir können nicht umhin, einer außerordentlichen Schwäche dieses Mannes zu erwähnen. Lord Paul war nie besonders wählerisch in Bezug der Mittel, die er anwenden mußte, um seine Pläne zum Ziele zu führen. Er besaß das schönste, weiteste Gewissen, welches ein solcher Verbrecher sich nur wünschen konnte, nie litt er an einfältigen Scrupeln, er war jederzeit der Mann der That, desto auffallender mußte seine entschiedene Weigerung sein, der Fürstin die Hand zur Ehe zu bieten. In Petersburg war dies sein eigenes Projekt gewesen, damals hatte Velaska sich ihm entzogen, jetzt hatte sich der entgegengesetzte Fall eingestellt. Lord Paul vermochte das Entsetzen nicht zu überwinden, welches ihm der Erfindungsgeist Velaska's einflößte, der Abbé sowohl als Lady Dryfesdale hatten ihm den in Geheimniß gehüllten Mord Afanasia's erzählt. Und dieser Mann, der gefühllos seinen Bruder, den Abbé hatte verhungern lassen, der Kapitain O'Byrns Mörder gewesen, der Lord Eduins tugendhafte Gemahlin durch des elenden Fendriz Giftpulver hingeopfert und Ursache war, daß Eduin aus Verzweiflung in Wahnsinn fiel und sich den Tod gab, dieser Mann der Verbrechen erbebte bei dem bloßen Gedan-

ken an eine ernstliche Verbindung mit einer Schwestermörderin. War das nur die natürliche Furcht des Menschenherzens, oder zitterte dieser Mann vor einer rächenden Nemesis? — Der Abbé trat, die Lady begleitend, in Lord Pauls Zimmer, sie fanden ihn auf einem Sopha sitzend, eine fast geleerte Flasche Wein stand auf einem kleinen niedrigen Tische neben ihm, seine beiden Hunde lagen Wache haltend vor dem Lager ihres Herrn. Der edle Lord hatte sich seit einiger Zeit mehr und mehr dem Trunke ergeben, und in dieser Rosenlaune allein fanden ihn seine armen Diener erträglich, außer der Zeit war er mehr als je Tyrann, der alles menschliche Gefühl mit Füßen tritt. Se. Herrlichkeit verzagte an der Erfüllung seiner Pläne, und dies machte ihn so außerordentlich mißmuthig, daß er es für nöthig fand, sich durch starke Getränke zu zerstreuen oder vielmehr seinen Groll zu ersticken.

„Was wollt Ihr?" rief er der eintretenden Lady und dem Abbé entgegen.

„Wie erglüht!" lachte die Lady — „sehen Sie, Abbé, er ist über und über in Flamme."

„Mylord," sagte der Abbé — „Sie können die Ursache der Störung errathen, die wir Ihnen verursachen."

„Das Heirathsprojekt?" fragte Paul — „nein! nein! nein! ich will nicht! wer könnte mich zwingen? Meint Ihr, ich hätte Lust, mich auch von einem tollen Hunde beißen zu lassen? Nimmermehr!"

„Ich hätte nie geglaubt, Paul, daß Du je ein Feigling sein könntest," spöttelte die Lady.

„Schweig, Sarah, schweig, ich kenne Weiber, welche mit Lächeln und Liebkosungen eine Tasse Chocolade mit einem gut zubereiteten Pülverchen gewürzt haben, an der dann ein verhaßter reicher Mann den Tod fand — o ich kenne solche Weiber!"

Des Lords weinfunkelndes Auge ruhte stechend auf der Lady, die nicht einen Zug veränderte. Der Abbé lächelte. Er liebte es, Zwietracht unter Leuten dieser Art entstehen zu sehen, denn sie konnte den Charakteren derselben nach, nur mit einem Morde enden.

„Es wäre besser, Ew. Herrlichkeit beliebten an die Vortheile zu denken, welche Ihnen und mir Ihre Vermählung mit der Fürstin bringen kann und wird, statt an solche alte, längstvergessene Geschichten," sprach die Lady mit etwas scharfem Tone — „es handelt sich hier nicht um Erinnerungen aus der Vorzeit, sondern um Dinge für die Zukunft. Durch Deine Verbindung mit der Fürstin wird der Verdacht des Fürsten Sergius um des Briefes willen aufgehoben — wir gewinnen ein neues Terrain, indem wir die Parteien vereinzeln. Eben von der Fürstin ist am Meisten zu fürchten und zugleich am Meisten zu gewinnen."

„Mylady hat Recht," bestätigte der Abbé — „indem Sie Ihre Hand der Fürstin bieten, die diesem Plane vielleicht nicht abgeneigt ist, vernichten Sie zugleich die Pläne der beiden Brüder der Fürstin auf eine Bewerbung dersel=

ben. Dies ist eine Hauptsache. Indem man die Pläne Anderer zerstört, hebt man stets seinen eigenen Vortheil."

„Deßwegen ist es eine Nothwendigkeit, diese Verbindung zu beschleunigen," stimmte Lady Dryfesdale bei — „ein Glück, daß die Ueberlieferung der Gelder, wegen der Entfernung von Rom, einen Verzug von einigen Monaten herbeiführt, die Grusinski fühlen sich dadurch zum Hierbleiben genöthigt."

Der Lord gab keine Antwort darauf, er lag stumm und mit flämischen Mienen, die Augen gradeaus vor sich hin gerichtet, auf dem Sopha.

„Nun, Paul, warum so verschlossen?" fragte die Lady — „beliebt es Deiner Herrlichkeit zu antworten?"

Diese Frage, in einem schneidenden Tone gethan, schien den Lord außerordentlich aufzuregen. Mit einem Ruck schnellte er seine colossale Köpermaschine in die Höhe und schaute sie mit zornblitzenden Augen an. Er schien in der großen Aufregung kaum der Sprache fähig zu sein, erst nach einer Weile gelang es ihm, der verschlossenen in ihm gährenden Wuth einen Ausbruch zu geben.

„Wie, Sarah? wie? soll ich das Opfer und Du die Ueberlebende sein?" schrie er — der starke Ton seiner Stimme brachte seine beiden Hunde in gewaltigen Aufruhr, sie erhoben ein furchtbares Geheul, das ohrengellend Mark und Bein erschütterte — „verdamme Dich Gott, schändliches Weib! hinaus! hinaus!"

Lady Dryfesdale schien eben nicht geneigt, dieser ver-

ständlichen Andeutung Folge zu leisten, sie schien es darauf ankommen lassen zu wollen. Der Abbé indeß, der diesem Auftritt mit großer Seelenruhe und innerlichem Behagen beigewohnt, schlug sich jetzt ins Mittel, indem er, sich zu der Lady wendend, sagte:

„Ich bitte, Mylady, gehen Sie — Sie verstehen es nicht, wie es scheint, die rechten Tasten anzuschlagen, vielleicht gelingt es mir besser.“ Dabei spielte ein ironisches Lächeln über sein fleischiges, gesundes Antlitz.

„Er ist ein Thier, das man auf den rechten Fleck treffen muß, ehe es verstummt,“ sagte die Lady mit Grimm.

„Nun, ich glaube wohl den rechten Fleck zu treffen, Mylady,“ antwortete der Abbé scherzend, indem er sie aus dem Zimmer geleitete und hinter ihr die Thüre schloß. Dann ging er zurück, nahm sich, ohne eine Einladung abzuwarten, einen Stuhl und setzte sich dicht neben das Sopha, auf welchem der Lord sich wieder ausgestreckt hatte und eben um seinen Grimm hinunter zu spülen, ein frisch vollgefülltes Glas auf Einen Zug leerte.

„Beruhigen Sie sich, Mylord,“ sagte der Abbé, indem er bei diesen Worten zugleich die Hand desselben ergriff und den Puls aufmerksam zu beobachten schien — „hm, fieberhafte Aufregung — Ihr Puls ist hart und voll — Sie sollten lieber Limonade genießen, statt dieses Weines.“

„Goddam!“ knirschte Paul — „Was kümmern Sie sich um meinen Puls?“

„Wer sollte sich sonst darum kümmern, Mylord, als derjenige, welcher Ihr bester Freund ist?“ fragte Bernard.

Paul verzerrte sein glühend rothes Gesicht.

„Und der Lady Freund, nicht wahr?“ entgegnete er — „Sie wollen mich zu diesem verfluchten Heirathsprojekt überreden, Sie sind einverstanden mit ihr.“

„In einer Beziehung haben Sie nicht Unrecht, Mylord,“ sagte Bernard gelassen und fügte dann mit großer Bestimmtheit hinzu: „Meine Ansichten sind indeß nicht ganz die Mylady's, indeß ich finde die Heirath für gut und Sie werden sie eingehen.“

Diese auf Ueberzeugung gebaute Sprache pikirte Lord Paul nicht wenig, er richtete sich halb auf und rief:

„Sind Sie wahnsinnig geworden, daß Sie sich solch' eine Sprache gegen mich erdreisten?“

„Nein,“ antwortete Bernard scherzend — „bis jetzt habe ich noch ganz gesunde Sinne; aber strecken Sie sich wieder aus, theurer Lord, ich glaube, es wird besser sein, wenn Sie sich wieder in eine liegende Stellung begeben, das, was ich Ihnen zu sagen habe, dürfte leicht eine Ohnmacht über Sie rufen.“

Diese ruhige, fast an den Anstrich der heitersten Ironie anstreifende Sprache imponirte Lord Paul, er sah den Abbé starr an und fragte, da dieser den stieren, Wein- und Zornglühenden Blick mit auffallender Ruhe aushielt:

„Was können Sie mir zu sagen haben?“

„Eine Neuigkeit, Mylord, nichts weiter!“

Hierauf nahm der Abbé einen in einen Umschlag gehüllten Brief aus seiner Brusttasche, entfaltete denselben und zu Paul sich wendend, sagte er:

„Ich bitte um Ihre Aufmerksamkeit."

Nun las er ihm des hochwürdigen Lindsay Schreiben vor. Es war etwas lang, aber der Abbé, um des Lords Aufmerksamkeit in Spannung zu erhalten, unterbrach sich oft im Lesen, indem er mit einigen Fragen, wie zum Beispiel: „Hören Sie auch, Mylord? ...." „Sehr sonderbar, nicht wahr, Mylord? ...." „Sie sind erstaunt, Mylord? ...." sich an ihn wendete.

„Vermaledeite Lüge!" schrie der Lord, als der Abbé zu Ende gelesen, mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, daß das Glas, auf der Kante desselben stehend, herunterfiel.

„Sie erklären das für Lüge, Mylord?" fragte Bernard mit großer Gelassenheit.

„Lüge! Lüge!" brüllte der Lord wüthend — „man hat ein Mährchen ersonnen, um mich ins Verderben zu stürzen, um mir die Güter zu entreißen. Wo ist Fendriz? Er wird sich eben so gut als ich gegen diese Beschuldigung sträuben, sie als Lüge verwerfen!"

„Sie befinden sich im Irrthum, Mylord, bereits ist er vor gerichtlichen Zeugen vernommen und hat seine Aussage mit seinem Namen unterschrieben."

„Wie? Fendriz! die Hölle auf diesen Schurken! ich erdroßle ihn!"

„Erfahren Sie, daß ich es war, Lord, der diesen Menschen auf eine kluge Manier dahin zu bringen wußte, daß er das Geständniß freiwillig ablegte.“

Eine Weile lang starrte ihn Lord Paul mit Blicken der höchsten Ueberraschung an, dann aber sprang er empor und packte Bernard so heftig an der Brust, daß dieser sich nur durch eine außerordentliche Anstrengung befreien konnte und an den großen Tisch hinsprang, der die Mitte des Zimmers einnahm. Hier war er etwas gesichert, er konnte vor dem Wüthenden durch das Umlaufen der vier Seiten des Tisches einen Schutz finden, und ein zweiter Vortheil für ihn bestand in dem halben Rausche Pauls, welcher demselben ein Verfolgen im Zirkellauf unmöglich machte, indem die natürlichste Folge ein Schwindel sein mußte, der jeden Berauschten bei schneller Bewegung im Kreise befällt. Lord Paul war nicht der Mann, der seine Wuth so schnell bezähmen konnte, er eilte dem Abbé nach, doch als er vielleicht sechs- oder achtmal ihm nutzlos um den Tisch nachgejagt hatte, taumelte er und stürzte zu Boden. Diese Scene ging nicht so ruhig ab, die Hunde des Lords schienen diese Jagd für ein Privatvergnügen Sr. Herrlichkeit zu nehmen und sprangen ihrem Herrn bellend nach.

Der Abbé blieb keuchend stehen und machte durchaus keinen Versuch, den Lord aufzuheben, er benutzte diese Pause zu seiner eigenen Erholung und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. Endlich erhob sich Lord Paul und taumelte dem Sopha zu, auf das er niedersank. Nach einer

langen Weile erholte er sich, der Abbé war hinter dem ihn schützenden Tische stehen geblieben und hatte auf diesen Moment gewartet.

„Mylord," sagte er — „Sie sind in meiner Gewalt, befreunden Sie sich mit diesem Gedanken, der Ihnen für jetzt unerträglich scheint, der aber Ihre einzige Rettung ist. Glauben Sie nicht, daß ich so thörigt gewesen, mich hierher zu Ihnen zu begeben ohne gesichert zu sein, daß Sie nach meinem Untergang — denn bei Leuten Ihrer Art muß man auf Alles gefaßt sein — wenigstens nicht länger als eine Stunde noch in Freiheit verleben werden. Man erwartet nur meine Rückkunft, um über dies Geheimniß, wenn wir Beide uns geeinigt, entweder zu schweigen, oder kehre ich nicht zurück, Sie, kraft der bereits hier angelangten Vollmacht, als Mörder zu verhaften, dem Criminal-Tribunal ohne Weiteres zu überliefern. Als Lord würde unter englischen Gesetzen vielleicht noch zu Ihren Gunsten etwas geschehen, aber hätten Sie mich, einen Priester, einen Franzosen ermordet, dann verfielen Sie ohne Schonung dem französischen Gesetz. Man würde in meiner Wohnung eine Anklage gegen Sie finden, die Sie als Mörder Ihres Bruders, des Abbé Orlimont, angiebt und diese —"

Der Lord machte eine heftige Bewegung.

„Schweigen Sie, wenn ich rede!" rief ihm Bernard zu — „ich weiß, was Sie wollen, Sie wollen diesen Mord mit auf meine Seele wälzen; aber Sie vergessen, daß, als ich den Abbé, der Verabredung zwischen uns gemäß, täuschte

und ihn mit Donna Terresina hierher brachte, ich es nur that, weil Sie mich überredet hatten, ihn blos zur Entdeckung seiner Nichte und deren Kinder zu zwingen — ich wußte nicht, daß Sie sein Mörder werden wollten."

Der Abbé hatte diese letzten Worte mit großem Ausdruck hervorgehoben und fügte nach einer Weile, in der er den Eindruck, den diese Anklage bei dem Lord hervorbrachte, Wurzeln schlagen ließ, hinzu:

„Auch gegen den Brudermörder habe ich Beweise — Paris würde erstaunen, wenn es erführe, daß Se. Herrlichkeit Lord Paul-Orlimont-Bruce in einem Keller dieses Hotels seinen Bruder verhungern ließ."

Paul stieß ein kurzes, fast thierisches Gebrüll aus.

„Fassen Sie sich, Lord," hob der Abbé nach einer Weile wieder an — „überblicken Sie ruhiger Ihre Lage und hören Sie mir zu. Ich sagte Ihnen, der Gedanke, daß Sie in meiner Gewalt sind, ist Ihre einzige Rettung. Sie haben nichts zu thun, als meinen Vorschlägen unbedingt Folge zu leisten. Um die Ansprüche Richard Otlingtons zu annulliren, ist es nothwendig, daß Sie einem andern legitimen Erben, dem Sie das Majorat der Orlimonts-Besitzungen räuberisch entrissen, dasselbe zugestehen. Dieser rechtmäßige Erbe ist Innocent Perigord und dessen Schwester Virginie Perigord, die Kinder Valentinens, Ihrer Nichte, die im Kloster Santa Maria zu Madrid gestorben ist. Diesen gehört das Majorat der Besitzungen, welche Sie Valentinen, ihrer Mutter entrissen."

Jetzt schien der Lord wieder Muth und Leben zu erhalten.

„Wer kann beweisen, daß dies die Kinder Valentinens sind und wo sind sie?“ rief er.

„Sorgen Sie nicht, edler Lord,“ erwiderte der Abbé lächelnd — „sie leben unter meinem Schutz und unter dem des französischen Gesetzes, hier zu Paris — ich — merken Sie wohl auf — besitze alle sie legitimirende Documente, welche Abbé Orlimont in seiner Verwahrung hatte — heute schon werden sie dem Gerichte vorgelegt, welches ihre Ansprüche sowohl an Spanien, als an Sie bekräftigen wird.“

„Verdammter!“ schrie Paul wie von einem Blitz getroffen.

„Konnten Sie wirklich so leichtgläubig sein, um zu denken, ich würde Ihre Pläne begünstigen, um Sie zu bereichern, ohne daß ich irgend einen Nutzen davon gehabt hätte? Ich entzog Innocent Ihrer Rache, er ist nun Ihr Erbe. Ich verlange nichts als seine Legitimität von Ihnen anerkannt zu sehen, damit er nach Ihrem Tode das Majorat antreten kann. An diese Bedingung knüpft sich noch eine, die eben so unerläßlich ist.“

„Welche?“ fragte der Lord tonlos.

„Ihre Verbindung mit der Fürstin Velaska.“

„Was hat diese mit der Anerkennung von Valentinens Sohne gemein?“ entgegnete der Lord staunend.

„Sehr viel,“ antwortete Bernard ruhig — „die Für-

stin ist reich, sehr reich, Sie werden ein gerichtliches Abkommen gegenseitiger Alleinerbschaft treffen — sie stirbt zuerst, damit ihr Reichthum an Sie, später an Ihren Erben fällt."

In diesen Worten des Abbé lag Lord Pauls Todesurtheil — der Rausch war von ihm gewichen und hatte einer traurigen Nüchternheit Platz gemacht — er fühlte die ganze Schwere des moralischen Todtschlags, welchem er jetzt, ohne Widerstand leisten zu können, unbedingt zum Opfer fiel. Er schauerte zusammen; Bernard fand es für zweckmäßig, die Angst, welche der Lord jetzt so sichtbar ausdrückte, zu steigern, um ihm jeden Funken Muth zu rauben.

„Wähnen Sie nicht, daß ich nicht weiter für die Zukunft denke, als sie grade in der nächsten Minute offen und erkennbar daliegt," sprach er — „Ihr Plan auf den Erbvertrag gebaut, ist auch der meinige — in dieser Andeutung werden Sie wahrscheinlich Alles finden was nöthig ist und geschehen muß, Innocent Perigord oder seine Erben sind die alleinigen Ueberlebenden und ihnen fällt alles Besitzthum der Grusinski, Ihr Majorat, der Fürstin Velaska Reichthum, der nach deren Tode der Ihre wird, und der Lady Dryfesdale Güter und Vermögen zu."

In der That war dieser Plan ein so ungeheurer und den Lord gänzlich zu einem Werkzeug machender, daß der Letztere vollkommen die Fähigkeit verloren zu haben schien, nur eine Sylbe darauf zu entgegnen.

Nach einer Weile sagte der Abbé fast gutmüthig:

„Sie sind erschrocken, Lord Paul? Mein Gott, fassen Sie sich doch — es ist ja nichts so Gefährliches dabei für Sie.“

„Nicht? o Sie Niederträchtiger!“ rief der Lord — „soll ich denn nicht Hand an mich selbst legen, wenn ich Ihnen nachgebe? Sie wollen an mir einen Mord begehen — ich genehmige mein eigenes Todesurtheil, wenn ich einwillige — Goddam! niemals.“

„Das thut mir leid, Lord Paul, leid um Ihretwillen, wahrhaftig, Sie handeln zu Ihrem Schaden. Im Weigerungsfalle muß ich natürlich Richard Otlingtons Sache vor Gericht anhängig machen, Ihnen zu Liebe würde ich diese Anklage, die Sie allein schon verdammen müßte, da sie hinlänglich beglaubigt ist, künstlich unterdrücken — ja, ich würde mich sogar erboten haben, Ihnen eine Schrift über die Sicherheit Ihres Lebens auszustellen, die, wenn sie in fremde Hände fällt, mich compromittiren muß. Erst nach Ihrem Tode, der in der Ordnung der Natur, nicht auf fremde Einwirkung erfolgen soll, würde das sämmtliche Erbe an Innocent kommen, eher nicht. Sie haben dabei Nichts zu verlieren, im Gegentheil nur zu gewinnen, denn ich bin dann Ihr Bundesgenosse. Wählen Sie, Lord — ich gebe Ihnen vier Stunden Bedenkzeit, sind sie verflossen und Sie haben sich nicht entschieden, dann muß ich leider gegen Sie handeln. Sie finden mich in meiner Wohnung — bis dahin auf Wiedersehen.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging der Abbé langsam und gemessenen Schrittes aus dem Zimmer, er ließ den Lord in einer förmlichen Betäubung zurück. Der Muth war von diesem Verbrecher, da er sich überflügelt sah, gänzlich gewichen, der Abbé konnte sich ein ziemlich sicheres Prognostikon über den Verlauf dieser Angelegenheit im Voraus stellen.

. . . .

Kaum war die letzte Stunde der bestimmten Frist angebrochen, als Lord Pauls Equipage in den großen Hof des erzbischöflichen Pallastes rollte.

Schritte zur Vollkommenheit.

Der Abbé hatte Richard Otlington theilweise mit seinen Ansprüchen an Lord Paul bekannt gemacht, und der Gedanke, reich, mächtig zu werden, war für Richard ein wesentliches Erhebungsmittel — seine angeregte Phantasie entwarf sich die glänzendsten Bilder — ein Mensch, der vor Kurzem noch tief auf der untersten Stufe stand, konnte nicht anders, als stolz werden bei dem plötzlichen Wechsel des Schicksals, der Stolz, den er empfand, schien gleichsam eine Entschädigung für alle die selbst auferlegten Entbehrungen des schmutzigsten Geizes, den er besessen hatte. Wir haben seine Reue als hervorgegangen aus dem Schaamgefühle der Niedrigkeit in Gegenwart Argentinens geschildert; diese rein menschliche Regung verschwand natürlich, nachdem er die Idee in sich aufgenommen, daß ihm in's Künftige der Rang und Reichthum eines großen Hauses eigenthümlich gehören werde. Der Himmel hatte durch ein

so einfaches Mittel wie die Begegnung mit Argentinen in ihm eine Verwandlung bewirkt, die ihn sogar veranlaßte, eine Totaländerung in seinem Leben und dessen Gewohnheiten vorzunehmen. Aber der Geiz ist eine Todsünde, deren Wurzel tiefer liegt, als die jeder andern. Die Unkeuschheit ist auf das physische Wohlbefinden allein gegründet; sobald dieses gestört wird, fällt der Drang zu dieser Neigung von selbst weg; der Zorn erlischt, wenn er seine Ohnmacht fühlt, und ist theilweise auch auf die physischen Mittel basirt, er ist zugleich ein Mörder an Dem, der ihn pflegt, den er beherrscht. Die Hoffart zerfällt in Staub und lös't sich in Unzufriedenheit und Mißvergnügen auf, wenn die Verhältnisse des Lebens ihr die äußere Stütze, das Selbstbewußtsein, genommen haben, die Hoffart der Armen ist ein lächerliches Ankämpfen gegen den Druck der äußern Umstände, oder eine hypochondrische Idee, ein stinkender Cynismus; die Trägheit, dieser böse Hauch, unter dem mächtige Völker schmachten, entbehrt des Reizes, den alle andern Sünden besitzen, sie macht den Körper faul, wie es der Geist geworden ist; aber auch aus dieser Neigung, die dem Schlafe oder dem Tode gleicht, ist der Mensch zu erwecken und zur Thätigkeit, zur Speculation anzuregen, vorzüglich, wenn für den Trägen Alles auf dem Spiele steht und ihm kein anderer Ausweg übrig bleibt, als seinen Geist anzustrengen. Die Schwelgerei gleicht der Unkeuschheit und theilweise auch dem Zorne, sie ist zu sehr auf physische und äußere Mittel gegründet; sind die Ersteren zer-

stört und durch Verarmung die Anderen beschränkt, dann versinkt diese Sünde in Nichts, gleich der Flamme, der die Nahrung von Außen entzogen ist, und welche sich bis zum letzten Funken in sich selbst verzehrt hat. Selbst der Neid, welcher oft so eng verbrüdert mit dem Geize erscheint, wurzelt nicht so tief als der Letztere selbst, weil seine Befriedigung zugleich das Mittel in sich trägt, das ihn aufhebt, ja weil auch die Unerreichbarkeit seiner Wünsche, seiner Hoffnungen ihn oft selbst zerstört. — Richards Geiz unterlag der Erkenntniß des Besseren, der Selbstscham, die er in Gegenwart Argentinens empfunden, ja er unterlag der Sympathie, durch die er sich zu diesem sanften Wesen hingezogen fühlte; aber er hatte zu tiefe Wurzel in ihm geschlagen — indem Richard Wallungen des Stolzes empfand, regte sich auch eine gewisse Habsucht in ihm — die Erinnerung an jene Scene mit der Fürstin, an deren Reichthum, den er kennen gelernt hatte, war quälend und doch zugleich so anziehend, daß er sich dieser Qual gern hingab. Für einen Menschen, der aus der Niedrigkeit emporsteigt, ist es gleichsam die erste Pflicht, all sein Streben dahin zu richten, daß er in den Augen der Welt ein Ansehen gewinnt, die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zu ziehen. Und das Mittel dazu ist, wenn nicht ausgezeichnete Talente und Geistesgaben vorhanden sind, der Besitz des Reichthums allein, er ist die Macht, welche der Hoffart die beste, sicherste Stütze giebt. Der Gedanke an die eiserne Geldkiste der Fürstin wich nicht von seiner Seele, eben so

wie der des Stolzes. Beide Neigungen unterstützten einander gegenseitig. War er früher die Demuth in Person gewesen und hatte sich dadurch die Zuneigung des Fabrikbesitzers, wo er arbeitete, sowohl, als die Gunst seiner Kameraden errungen, so fand man ihn jetzt auffallend abstoßend, sein Benehmen war brüsk, fast unartig. Der Sohn eines Lords Fabrikarbeiter! der Gedanke kam ihm so ungereimt vor, daß er gegen alle niedrige Beschäftigung einen Ekel empfand und mithin auch Die tief unter sich stehen glaubte, welche sich derselben widmeten.

Welche Pläne der Abbé mit Richard vorhatte, blieb Geheimniß, der einzige denkbare schien: in Richard ein Gespenst zu erhalten, welches den Lord zum Aeußersten treiben mußte. Wahrscheinlich war es auch Bernards Absicht, durch die Unterstützung, welche er Richard angedeihen ließ, eine Täuschung, eine Maske für seine geheimen Handlungen in Bezug auf Innocent Perigord zu bereiten. Es war unmöglich und seinem Renommée, so wie seiner Pflicht als Diener der Kirche zuwider, keine Theilnahme für die Aufforderungen der Geistlichen aus Dublin zu zeigen, er sah sich dazu gezwungen, wollte er nicht selbst wider sich handeln. Um die Mittel, Richard unschädlich zu machen, ihn und seine Ansprüche für die Zukunft zu vernichten, war Bernard nicht sehr verlegen. Charles' Entdeckung dieses Geheimnisses brachte Richard in Verbindung mit dem Fürsten Sergius und Perseus und zugleich mit dem Bruder des Ersteren.

Wir führen hier den Leser zu einer Scene, die, wenn auch kein Ereigniß in sich schließt, doch als Schilderung der neuen Verirrungen Richards gelten muß. Perseus, dieser lächelnde Dämon, hatte sich schon bei der ersten Bekanntschaft mit Richard dessen Sympathieen bemächtigt; die Moral, die Lebensansichten, welche Perseus so scheinbar ohne Absicht in die erste Unterredung mit einzuflechten verstand, gewannen ihm, weil sie den Neigungen Richards schmeichelten, dessen Vertrauen. Wir finden ihn bei Sergius, der nur um Perseus gefällig zu sein, den Arbeiter, wie er Richard nennt, in seinem Zimmer duldet. Richard besitzt noch alle die üblen Gewohnheiten, die er im Stande der tiefsten Erniedrigung sich zu eigen gemacht, der Glanz aus der frühern Zeit seines Reichthums lag ihm so entfernt, wie der Nord- vom Südpol. Seine Manieren tragen den Anstrich eines ungebildeten Dünkels, selbst sein Lachen ist häßlich, und seine Weise sich zu benehmen, zu sprechen, weis't jene rohe, bäuerische Hoffart eines Emporkömmlings. Der Fürst betrachtet ihn stets mit Verachtung; aber er duldet ihn, weil er ein Werkzeug gegen den Lord bedarf. Perseus ist der Vermittler zwischen dem Fürsten und Richard, der nach dem Rathe des Abbé's in seiner Blouse geblieben ist. Bequem wiegt er sich in einem wundervoll façonnirten Rohrstuhl, indem er die Beine vor sich hin fast in eine parallele Linie mit dem Sitze des Stuhles streckt, die Füße an die Schnörkel des künstlich gearbeiteten Tisches stemmend. Da er mit dem Gewicht des Oberkörpers an die Lehne drückt,

so ruht der Stuhl nur auf den beiden spitz gearbeiteten Hinterfüßen, und bildet so eine Wiege. Dieses ungesittete Spiel in Gegenwart eines Mannes, dem der Stolz aus den Augen blickt, kann nur dessen höchste Verachtung erwecken. Perseus bemerkt das lächelnd — in dem Benehmen Richards erkennt er die Hoffart, die alle ihre Ekelhaftigkeit durch ihn personificirt.

„Ich verachte den Lord,“ sagte er — „ich bin dasselbe Blut wie er, nicht um einen Deut geringer — ha! hätte ich das früher gewußt! aber ich werde meine Rechte geltend machen.“

„Nicht mehr als vernünftig,“ bemerkte Perseus — „aber Sie werden nie dazu kommen, Ihre Ansprüche zu veröffentlichen und erfüllt zu sehen, wenn Sie zu dem Abbé halten.“

„Wie so?“ fragt Richard — „ist er mir nicht Derjenige gewesen, welcher mich mit diesem Geheimnisse bekannt gemacht hat? Hm, dafür, meine ich, bin ich ihm Dank schuldig.“

„Dank? Ich erstaune, Sie von Dank sprechen zu hören,“ antwortete Perseus lachend — „Fürst, haben Sie es gehört?“

„Ja,“ sagte Fürst Sergius — „dieser Ausdruck ist lächerlich, weil er unter allen Umständen unpassend ist. Kein Mensch thut etwas umsonst, jede Handlung, mag sie auch noch so gering sein, jede Hilfe, so groß oder so unbe=

deutend, wird als Kapital betrachtet, von dem man Nutzen ziehen will, Procente und wo möglich die höchsten."

„Dann müßte man ja die Menschen durchgängig verachten," entgegnete Richard.

„Ich thue es auch, ich glaube an keine Freundschaft, an keine Liebe — ich bin zu stolz, um Jemandem den Triumph zu gönnen, mich betrogen zu haben."

„Warum nehmen Sie sich meiner an, Fürst?" fragte Richard erstaunt — „sollte ich Ihnen dafür nicht dankbar sein müssen?"

„Nein! ich hasse den Lord und beschütze daher alle Die, welche seine natürlichen Feinde sein müssen, und das sind Sie."

Hier folgte eine Pause.

Richard schien nachdenkend zu werden, Perseus fand Ursache, dies zu verhüten.

„Sie kennen die Welt noch nicht, mein junger Freund," sagte er. „Wenn Sie darüber nachdenken wollen, so werden Sie bald herausfinden, daß der Haß, der Eigennutz die alleinigen Hebel aller Handlungen der Menschen sind. Man liebt aus Eigennutz, weil man entweder sinnlich gereizt ist, oder große Erwartungen durch das Vermögen oder die Verbindung Derjenigen, die man liebt, hegt, vielleicht auch weil man mit dem Weibe prunken will. Gehen Sie alle Stände der Gesellschaft durch, so werden Sie die meisten

Ehen durch den Hebel des Eigennutzes gestiftet finden. Die Freundschaft ist nicht minder eine Frucht des Eigennutzes. Sie waren arm — haben Sie an sich ein Beispiel aufzuweisen, daß irgend ein Wohlhabender Sie als Bruder betrachtete, Ihnen half, Sie in sein Haus, an seinen Tisch nahm?"

„Nein, man floh mich," antwortete Richard.

„Haben Sie ein Beispiel aufzuweisen, daß irgend Jemand aus der niedern Classe sich Ihrer annahm?"

„Ja," sagte Richard — „ein Weib. Argentina, die Frau des Menageriebesitzers Brunetti, gewiß, sie meinte es ohne Absicht gut mit mir."

Perseus schlug ein helles Gelächter auf, das in der That Richard sehr unangenehm berührte.

„Warum lachen Sie?" fragte er.

„Ueber Ihr kindlich Gemüth, über Ihre Blindheit!" rief Perseus. „Hat Ihnen diese Frau nicht erzählt, daß ihr Mann ein roher Mensch ist, der mit einer Prostituirten eine wilde Ehe führt, und sie aus diesem Grunde mißhandelt, weil sie ihm nicht mehr behagt?"

„Kennen Sie Argentina und deren Mann?" fragte Richard.

„Würde ich so gründlich zu Ihnen von dem ehelichen Verhältnisse dieses Weibes sprechen können, wenn ich keine

Kenntniß davon besäße? Aber ich begreife gar nicht, daß Sie nicht von selbst auf den Gedanken gefallen sind, daß die Freundlichkeit dieser Frau gegen Sie" — ein wahrhaft teuflisches Lächeln verzog bei diesen Worten Perseus' Gesicht — „aus einem tiefer liegenden Eigennutze entspringen könne und müsse. Die Heimlichkeit, hinter der Bude mit Ihnen zu sprechen, würde bald zu einem heimlichen Rendezvous bei Nachtzeit geführt haben. Dies Weib sucht sich zu entschädigen für entbehrte Freuden und die Wahl fiel auf Sie — sie wäre eben so leicht auf einen Andern gefallen, wenn der Zufall nicht Alles so gefügt hätte."

Ein bittrer, schneidender Hohn lag in dieser Erklärung, welche wie ein Eisstrom jeden noch warmen Pulsschlag seines Herzens, das die Wohlthat des Mitleidens Argentinens empfunden und in sich aufbewahrt hatte, erstickte. Die Dankbarkeit ist wahrhaftig eine Tugend, nur der Hoffärtige verschmäht sie.

„Ich wäre ihr also keinen Dank schuldig?" rief Richard nach einer Weile. „Verachtung, ja — Dankbarkeit, wofür?" —

Wir enden hiermit diese Scene, welche, wenn auch nicht unmittelbar auf die folgenden Ereignisse einwirkt, aber ganz gewiß auf mittelbare Weise. In Perseus' Schule mußte die Neigung zum Stolze sich bald zur vollkommenen Leidenschaft ausbilden, er war der Lehrer darnach, der allmählig jede vielleicht noch erwachende gute, tugendhafte Empfin-

dung aus Richards Seele verwischte. Perseus machte ihn mit dem Erbvertrag zwischen den Abkömmlingen des Geschlechtes Bruce bekannt. Es konnte wohl nichts mehr Hoffart und Neid Erweckende geben als eine solche Aussicht, und Perseus nährte sie nach Kräften, denn je mehr die Möglichkeit, der einzig Ueberlebende sein zu können, bei Richard festen Grund faßte, desto mehr wurde er ja geneigt, Verbrechen zu begehen, die Extreme vollkommen zu erreichen. Perseus klärte ihn über Alles auf, was die Verhältnisse der an dem Erbvertrag betheiligten Personen betraf — somit waren sie Alle die natürlichen Feinde Richards. Sie standen ihm im Wege, das große Ziel, der einzig Ueberlebende zu werden, zu erreichen. Perseus ließ ihn einen tiefen Blick in die Herzen der beiden fürstlichen Brüder thun — es war hinlänglich, um bei Richard die Idee zu erwecken, Einen durch den Andern zu verderben. Seine Hoffart war jene grobe, ungebildete, die sich durch die des Fürsten Sergius ungemein gedrückt fühlte, die selbst in Gegenwart desselben zur Plumpheit herabsank. Der Hoffärtige kann nie Verachtung ertragen, sie ist das Schrecklichste, was ihn zur Verzweiflung zu treiben vermag, deßhalb empfand Richard auch den ihn mit Verächtlichkeit betrachten den Stolz des Fürsten um so schwerer, er haßte ihn, weil er sich nur als Werkzeug zur Rache an dem Lord in Sergius' Absicht wußte; aber Perseus dämpfte jedes mögliche Sichtbarwerden der empörten Hoffart bei Richard, indem er ihn aufmerksam machte, daß nur der sich erhabener dünken dürfe, welcher, wenn

nicht die Gewalt auf seiner Seite sei, durch Täuschung seine Feinde zu verderben wisse. Unter diese Feinde rechnete Perseus den Abbé und Richard beobachtete demnach das Täuschungssystem gegen diesen eben so wie gegen alle Andern. Wir erwähnten im Anfange dieses Abschnittes, daß Richard in Verbindung mit Sergius und zugleich mit dessen Bruder Ismael gekommen sei. Die nähere Bekanntschaft mit dem Letzteren war keine Folge der Bewerbung Richards um die Freundschaft Ismaels, sondern umgekehrt. Es ist eine besondere Weise jedes Neidischen, sich Freunde zu erwerben, Jeder, auch der Geringste kann ihm nützen — der Neid ist unter allen Lastern daher das Schmutzigste, weil er sich mit dem Gemeinsten gemein macht. Ismael glaubte, daß Richard Sergius' Zutrauen besitze; dieser Wahn war hinreichend, um ihn sehr freundlich gegen Richard werden zu lassen. Wenn Richard sich in Sergius' Gegenwart gedrückt fühlte, so empfand er das Gegentheil in dem Umgange mit Ismael. Er fühlte sich freier, ungezwungener.

Die Diener Ismaels, welche die Vertraulichkeit ihres Herrn gegen diesen Menschen in der Blouse sahen, ahnten ein Geheimniß, dessen Hintergrund politischer Natur sei; dadurch gewann Richard an Ansehen bei ihnen. Dazu kam noch der Stolz, welchen Richard jetzt zu seinem Eigenthume gemacht, er beachtete die Diener kaum — die russischen Naturen waren überzeugt, daß Richard außerordentlich vornehmes Geblüt sein müsse, nur ein Hochgeborener konnte

solch einen Dünkel besitzen. Man ahnte, daß es des Fürsten Wille sei, ohne von Jemand überrascht zu werden, mit Richard zu verkehren, denn er hatte jedes Mal den Befehl gegeben, Niemand, wer es auch sei, vorzulassen, wenn der Herr in der Blouse zu Besuch bei ihm sei. Man kannte derlei Befehle von früher her aus Petersburg und befolgte sie blindlings. Eines Nachmittags kam Richard, man wagte nicht, ihn abzuweisen, obwohl der Fürst Besuch von seiner Schwester und noch einem Herrn hatte; deßwegen bat man ihn, in eins der Nebengemächer zu treten. Ohne Antwort that Richard das Letztere, in der Hoffnung, daß der Besuch des Fürsten denselben verlassen werde. Er warf sich auf eine Ottomane und ruhte einige Zeit. Er befand sich in des Fürsten eigenthümlichem Wohnzimmer. Die lange Weile plagte ihn. Er ließ sein vergangenes Leben in der Phantasie an sich vorüberziehen. Diese Reminiscenzen waren nicht besonders geeignet ihn zu erheitern. Welche Chancen hatte ihm das Glück geboten! Von der Stunde der Geburt an, eigentlich schon vor derselben, war er um seine Ansprüche auf Glück betrogen. Erzogen in tiefer Armuth, nicht ahnend, welchem Blut er entsprossen, hatte er nur die Entbehrungen des Armen kennen gelernt, und diese Armuth hatte ihn bis zu jenem Moment verfolgt, wo er auf Inis-caltra Theilnehmer des Schatzes in Patriks Fegefeuer geworden war. Unwillkührlich trat die Erinnerung an den Lichtstrahl vor seine Seele. Er war allein — diese Erinnerung besaß eine übernatürliche Kraft, sie klärte

seinen in Sünde befangenen Geist, die bösen Gedanken sanken wie Niederschlag zu Boden. Eine eigenthümliche Wärme, aber ein schönes freudiges Gefühl machte ihn heiter. Ha! er fühlte die Nähe des Lichtstrahls — jetzt hätte er beten mögen, so wohl war ihm. Er hatte lange, sehr lange an keinen Gott gedacht. Leise zitterte ein blendender Strahl durch die Fenster, umhüllte ihn, der Zauber der Hölle war zerstört, er fühlte sich wie neu geboren, wie erhoben. Unwillkürlich glitt er auf seine Kniee nieder auf den mit Teppichen belegten Boden des Zimmers, er faltete seine Hände, sein Auge richtete sich hinauf nach dem in reiner Bläue sich wölbenden Himmel, der ihn nicht verlassen. „Mein Gott! mein Gott!" rief er leise — in selbem Moment wurde die Thüre des Nebengemachs geöffnet, er hörte Stimmen — die andächtige Stimmung war gestört, vernichtet, besonders da er seinen Namen drin nennen hörte — — — — der Lichtstrahl wich langsam von ihm zurück. Richard trat leise an die Thüre, dort konnte er jedes Wort hören. Er unterschied drei Stimmen, die des Fürsten, der Fürstin Velaska und eines Fremden. „Und Sie meinen, Fürst, daß dieser junge Mensch, wenn er gut geleitet wird, uns Nutzen bringen kann?" fragte der Letztere.

„Gewiß," hörte Richard den Fürsten Ismael antworten — „ich erzeige mich ihm zugethan, weil ich glaube, daß er uns über Sergius' Bekanntschaften allhier die beste Auskunft geben kann, ja, weil ich bestimmt überzeugt bin, daß

Sergius ihm mehr vertraut als mir und Richard ihn leichter verrathen kann."

„Gut," sagte die Stimme des Fremden — „Sr. Majestät des Kaisers Gnade ist Ihre Belohnung dafür, und Ihr Wunsch, Fürst, eine Stelle im Staatsrath zu erhalten, wird berücksichtiget werden. Vergessen Sie nicht, mein Theurer, daß dieser Verrath an Ihrem Bruder in den Augen Einiger allerdings in einem sonderbaren Lichte erscheinen wird, aber in den Augen der Vernünftigen werden Sie gerechtfertigt sein, indem es Ihre Pflicht gegen Ihren Kaiser und gegen das Vaterland ist, einen Verschwörer und Hochverräther, wie der Fürst Ihr Bruder, dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu überliefern. Die Pflicht eines treuen Unterthanen geht über alle verwandtschaftlichen Rücksichten. Und sollten Sie nicht auch weiter hinaus denken? Wäre es Ihnen, Fürst, entgangen, daß, wenn Sergius in Sibirien ist, er alle Rechte zu erben verloren hat und Sie als der Aelteste Ihrer Familie, die Besitzthümer derselben in Anspruch nehmen werden?"

„Nein, ich habe schon daran gedacht," antwortete Ismael.

„Nun, so ist mein Geschäft für heute bei Ihnen abgemacht, Ihr Glück steht in eigener Hand, ich glaube nicht, daß Sie an Scrupeln leiden werden."

Man lachte drin im Nebenzimmer, der Fremde sprach noch einige Worte zur Fürstin und verabschiedete sich dann. Richard hörte, wie Ismael ihn durch die Zimmer zurück be-

gleitete, die verhallenden Stimmen Beider gaben Zeugniß davon — er hörte auch, wie die Fürstin allein im Zimmer herumging. Dann kam der Fürst zurück.

„Nun, Velaska," sagte er in heiterm Tone — „jetzt sind wir allein, der Graf ist fort."

„Es ist wahr, der Mann spricht ungenirt; aber es ist nicht minder wahr, er hat auch keine Ursache, sich gegen uns zu geniren, da er unsre Gesinnungen kennt. Du siehst, ich bin sehr aufrichtig gegen Dich, daher erwarte ich auch von Dir Aufrichtigkeit. Nächste Woche ist Deine Vermählung mit Lord Orlimont, Du sagst, Sergius habe Dich dazu gezwungen, ich will nicht in Dich dringen, mir die Ursache zu entdecken, wie solch ein Zwang entstehen konnte, welche Rechte Sergius auf Deinen Gehorsam besitzt, lassen wir das! Aber welchen Nutzen soll diese Verbindung hervorbringen?" — —

Nach einer Weile sagte die Fürstin halblaut, doch immer noch so laut, daß Richard sie verstehen konnte: „Diese Verbindung ist mein und Dein Todesurtheil, Ismael — der Lord soll sterben — begreifst Du nun?"

„Ist's so gemeint?" rief Ismael — „ah, der schändliche Sergius! Wir blieben dann übrig und — ha! ich begreife nun Alles, Alles! Er will den Lord zu einem Selbstmord zwingen durch diesen Richard Otlington, durch dieses bleiche Gespenst; doch wir kommen ihm zuvor. Unterrichte mich von jedem Schritte, der in dieser Sache gethan wird."

Richard hörte an der entgegenstehenden Thüre des Nebengemachs drei Mal klopfen.

„Es ist mein Diener,“ sagte der Fürst und rief: „Eintreten!“

Richard vernahm, wie einer der Diener einen Besuch meldete und dann die Thüre wieder zumachte.

„Verweile so lange hier oder in dem andern Zimmer,“ sprach Ismal zur Fürstin — „ich werde diese Visite so schnell als möglich abkürzen — wir haben noch Viel mit einander zu besprechen.“

Die Fürstin blieb allein, Richard wollte eben von der Thüre zurücktreten, als diese schnell geöffnet wurde und die Fürstin hereintrat; da der Thürflügel nach der Seite aufging auf welcher Richard stand, und die Fürstin sich nicht die Mühe nahm, den Flügel zuzuschließen, so bemerkte sie auch für den ersten Augenblick den hinter ihr Stehenden nicht

Richard rührte sich nicht.

Die Fürstin ging grade aus zu einem großen Pfeilerspiegel an der andern Wand. Sie ordnete den Kopfputz. Plötzlich stieß sie einen halberstickten Schrei aus und floh nach einem der Fenster.

Richard hatte sich leise — da weiche Decken den Boden des Zimmers bedeckten, konnte man bei einiger Vorsicht fast unhörbar auftreten — ihr im Rücken genähert — sie erblickte plötzlich im Spiegel sein bleiches Gesicht hinter sich über ihre Schulter erhoben, der entsetzlichste Schreck durch-

schauerte sie. Jetzt starrte sie Richard an, der ruhig in Mitte des Zimmers stehen geblieben war.

Es folgte eine Pause, dann sagte er „Madame, ich habe Alles gehört . . . Sie kennen mich doch? den armen Lumpensammler, dem Sie fünfhundert Francs noch schuldig sind für eine Schandthat, zu welcher Sie ihn verleiteten? Ich bin Richard Otlington und freue mich, eine so würdige Dame in meine Bekanntschaft kommen zu sehen. Sie wissen doch, daß Lord Paul Orlimont mein Onkel ist?"

Die Fürstin zitterte und sagte leise: „Ich habe es erfahren."

„Nun, der Zufall hat mich begünstigt, wie Sie sehen, indem er mich Alles mit anhören ließ, was hier drin verhandelt wurde — Madame, ich verlange jetzt funfzigtausend Francs von dem Gelde, das Sie meinem würdigen Onkel als Mitgift zubringen."

Belaska stieß einen Schrei der Angst aus, sie schien keinen Athem in der Brust zu haben.

„Madame, ich weiche und wanke nicht von meinem Entschlusse, **50000** Francs, nicht einen Heller weniger," fuhr Richard fort — „Sie sind in meiner Gewalt jetzt, ich könnte mehr noch als diese kleine Summe verlangen und Sie würden mir es geben, damit ich schwiege."

„Ich habe nichts bei mir," stammelte die Fürstin ganz verwirrt.

„Nun, so hole ich es mir morgen, Madame, im Hotel am Bonne Nouvelle Boulevard."

„Ja,“ lallte Velaska tonlos.

„So beobachten Sie Schweigen darüber, daß Sie mich hier fanden — ich werde jetzt dieses Zimmer verlassen, morgen sehen Sie mich bei sich; aber wahren Sie sich vor ähnlichen abschlägigen Ideen wie früher.“

Er wollte fortgehen.

Velaska fragte noch: „Kann ich auf Ihr Schweigen bauen?“

Er blieb auf der Schwelle stehen und blickte mit Verachtung auf sie zurück: „Madame, fragen Sie sich selber, ob Sie sich vertrauen wollen und können, Sie finden darin die Antwort auf Ihre Frage.“

Er verließ rasch das Zimmer, die Thüre hinter sich zumachend, die Fürstin befand sich in der peinlichsten Lage, in der sich nur ein Charakter ihres Gleichen befinden kann, der seine Pläne entweder scheitern sehen oder sich von seinem Allerheiligsten trennen soll. Nachdem sie sich einer nutzlosen Verzweiflung hingegeben hatte, wurde sie sinnend — sie dachte an Mittel, Richard zu betrügen.

Neuer Entwurf.

Lord Paul Orlimont hatte sich dem eisernen Willen des Abbé's unterworfen, ein Document war vor Gerichtspersonen ausgestellt worden, in welchem Innocent Perigord als einziger rechtmäßiger Erbe des Lords erklärt wurde.

Abbé Bernard triumphirte, er hatte einen Theil des großen Zieles erreicht, und das Uebrige was noch zu thun war, hoffte er, werde sich eben so glücklich im Laufe der nächsten Zukunft fügen. Innocent hatte unter dem Schutze Pater Hilaires in dem frommen Hause in der Straße François einstweilen gelebt und der abermalige nähere Umgang mit diesem ehrwürdigen Pater vervollständigte die geistige Trägheit des jungen Mannes bis zur höchsten Vollkommenheit. Der Abbé hatte die besprochene Majorennitätserklärung für Innocent Perigord von Seiten des Gerichts zu erwirken gewußt, und Innocent unter Leitung seiner würdi-

gen Freunde Bernard und Hilaire unterzeichnete ein gerichtliches Document, vermittelst welches er, dem Willen des Ersteren gemäß, alle ihm als rechtmäßigen Erben des Lords Orlimont-Bruce dereinst zufallenden Besitzungen desselben unter verschiedenen Namen der Kirche vermachte. So war diese üble und unter so vielen Schwierigkeiten erkämpfte Angelegenheit glücklich beendet; aber man hatte Ursache, Innocent, so lange der Lord lebte, nicht ohne Schutz zu lassen, deßwegen hatte Pater Hilaire mit Innocent zugleich das fromme Haus in der Straße François verlassen und Beide lebten nun in einem der schönen Häuser am Quai d'Orsay. Innocent fand diese Veränderung um so angenehmer, als sein Hang zur geistigen Trägheit dadurch neue Nahrung empfangen hatte. Sein Leben war höchst angenehm, der Abbé hatte für eine passende Dienerschaft gesorgt, die genau einverstanden mit allen seinen und Pater Hilaires Anordnungen in Bezug auf Innocent, diesen auf Tritt und Schritt beobachtete. Ohne den Schein einer Spionerie auf sich zu laden, stand jeder dieser Leute auf seinem Platze, das Netz, welches Innocent umspann, war künstlich verschleiert, seine eigene Trägheit machte es ihm unsichtbar. Der Abbé trug sogleich Sorge für einen passenden Umgang für seinen Schützling, junge lebelustige Leute, wohlinstruirt in allem ihrem Benehmen, umgaben ihn als Freunde, sie wußten die Neigungen bei ihm anzuregen, welche ihm jedes Nachdenken fern hielten und zugleich seine Sinne entflammten. Innocent fand sich in diesem unthätigen Leben ganz behaglich,

für Zerstreuung aller Art war gesorgt, Zerstreuung, die allmählig Einfluß auf seinen Körper gewinnen und diesen erschöpfen mußte. Der Abbé war indeß nicht der Mann, der sich mit der Errungenschaft eines Vortheils begnügte, wenn noch ein zweiter zu erringen war. Er beschäftigte sich jetzt mit den Ansprüchen Innocents in Bezug auf seine Geburtsrechte. Da es vorauszusehen war, diese Rechte würden von Spanien nicht so leicht anerkannt werden und die größten Schwierigkeiten sich den Ansprüchen Innocents entgegenstellen, Schwierigkeiten, an denen alles scheitern konnte, so fand es der Abbé am zweckmäßigsten, auf einen Vergleich hinzuzielen, der als eine reiche Entschädigung für die aufgegebenen Ansprüche zu betrachten war und weniger Schwierigkeiten zu finden hoffen durfte. Er leitete daher diese Angelegenheit ein. Selten war Abbé Bernard so heiter wie zu dieser Zeit gewesen, wo er einem Triumph entgegensah. Wenn dieser Mann der zähesten Entschlossenheit, die es nur geben konnte, auf seine Vergangenheit zurückblickte, fand er nur Gelegenheit, sich seiner wunderbaren Geistesthätigkeit zu erfreuen, sein ganzes Leben war eine Reihe von Siegen über die größten Hindernisse gewesen. Und in diesem Gefühle der Freude wies er oft einen verletzenden Hochmuth gegen Hilaire.

„Ich bin nie verzweifelt an der Erreichung eines Zieles,“ sagte er zuweilen zu ihm — „stets hat mein Ver-

stand den Sieg über alle Widerwärtigkeiten davon getragen.“

„Sie haben Glück, Abbé,“ bemerkte Hilaire finster.

„Nein, sagen Sie lieber, ich halte die Mittel besser zusammen, mein Ueberblick erkennt schneller die Untiefen, die sich im Strome befinden.“

„Sie kränken mich mit Absicht, Abbé“, sagte Hilaire — „Sie demüthigen mich, weil ich unglücklich in meinem Streben gewesen bin — es lag nicht an mir.“

Der Abbé zeigte dann statt aller Antwort ein höchst zweifelhaftes Lächeln.

Hilaire besaß noch trotz seines hohen Alters einen großen Ehrgeiz und war daher sehr leicht verwundbar — dieser Hochmuth des Abbé war ihm unerträglich, er verachtete ihn in tiefster Seele. „Dieser Uebermüthige,“ sagte er oft zu sich — „vergißt, daß es nur allein von mir abhängt, seinen Sieg zu vernichten.“

Wer ein durch mißlungene Zwecke verlorenes Leben hinter sich hat, betrachtet Andere, die glücklicher in ihrem Thun sind, denen der kleinste, unbedeutendste Zufall zu Statten kommt, ohnehin mit Mißvergnügen, und Hilaire haßte den Abbé. Seit dieser Zeit geschah es oft, daß er Innocent mit Mitleiden betrachtete, wenn dieser junge Mann, erschöpft nach großen Anstrengungen in den Genüssen des Lebens, in die er sich jetzt wie berauscht in einen Strudel stürzte, ihm zur Morgenzeit, wo sie gemeinschaftlich

frühstückten, vor Augen kam. Pater Hilaire begann allmählig leise Warnungen gegen Innocent auszusprechen.

Der Abbé ahnte nicht im Entferntesten, daß ihn ein Schlag bedrohen könne von dieser Seite, er beachtete das schweigende Lächeln Hilaires als zu gering — seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich jetzt ausschließlich auf die übrigen bei dem Erbvertrag betheiligten Personen. Wir haben erwähnt, daß die Fürstin Velaska sich sowohl durch den Abbé, als auch durch Sergius, ihren Bruder, zur Verbindung mit dem Lord hatte bestimmen lassen. Es ist leicht erklärlich, daß Beide verschiedene Absichten hatten, warum sie die Fürstin zu dieser Verbindung trieben. Die Vermählung zwischen ihr und dem Lord war, wie man gewöhnlich zu sagen pflegt, vor der Thüre. Fürstin Velaska hatte zu diesem Zwecke das Landhaus bezogen, welches Afanasia als ein Geschenk ihres Gemahl besessen hatte und wo die Fürstin Mutter gestorben war. Daselbst sollte die Vermählung gefeiert werden. Das Landhaus lag dicht bei Paris.

Dem Abbé konnte es nicht entgehen, daß Richard Otlington im Verkehr mit dem Fürsten Sergius und Ismael stand, er wußte auch, daß Charles die Mittelsperson gewesen, welche diesen Verkehr eingeleitet hatte; aber auf welche Weise und zu welchem Zwecke, blieb ihm ein Geheimniß. In der That, so sehr er Charles verachtete, so mußte er sich doch gestehen, daß ganz allein von diesem seinem Todfeinde ihm Unheil kommen könne. Nicht ohne großen Mißmuth bemerkte er, daß Charles ein Spion erster

Klasse sei, der jeder seiner Handlungen nachspürte. Ja, es ängstigte den Abbé nicht wenig, daß Richard Otlingtons Geheimniß durch ihn errathen worden war. Die Theilnahme, welche Sergius und Ismael diesem Sohne einer Leiche schenkten, mußte ihm doppelt auffallend sein, da er sehr richtig calculirte, daß Beide nicht ohne gegründete und genügende Absicht sich Richards annehmen würden. So sicher als auch der Abbé sich glaubte, so war er doch vorsichtig genug, und diese Vorsicht legte ihm die Nothwendigkeit auf, daran zu denken, wie Richard unschädlich gemacht werden könne, besonders da es ihm auffallend war, daß auf seine Briefe nach Dublin keine Antwort erfolgte. Dieser Umstand brachte ihn zu der Vermuthung, daß Richard selbst dorthin geschrieben, daß wahrscheinlich etwas im Werke sei, was, wenn auch die Ansprüche Innocents documentlich gesichert waren, doch eine höchst unangenehme Erörterung nach sich ziehen mußte, vielleicht einen schlimmen Prozeß, der Innocents Ansprüche auf die Hälfte des Besitzes herunter bringen konnte. Das war eine Befürchtung, welche dem Abbé die Entfernung oder vielleicht das gänzliche Verschwinden Richards zur unbedingtesten Nothwendigkeit machte. Sollte er sich seinen Sieg entreißen lassen?

Nein! hier mußte ein Schritt geschehen, der ihm diese Sorge vom Halse schaffte. Wir begleiten ihn in die Bude Brunettis. Das friedliche Verhältniß der wilden Ehe Giacomo's und Virginiens hatte sich in kurzer Zeit ganz anders gestaltet. Giacomo's einmal geweckte Eifersucht war

durch leicht hingeworfene Bemerkungen seines würdigen Vaters in Flammen gesetzt worden, die nur eines Hauches bedurften. Giacomo hatte seine Eifersucht, da sein Argwohn noch gestaltlos war, in sein Inneres hinabgedrückt, aber sein Schweigen war schlimmer als seine thierische Wuth. Des Morgens promenirte Virginie gewöhnlich. Der Abbé, unterrichtet von Brunetti dem Vater, erschien zu dieser Zeit in der Bude. Giacomo war sehr ernst, seine dunklen Augen blitzten tückisch — der Zustand seines Innern war entsetzlich. Nachdem der Abbé mit dem alten Brunetti Rücksprache genommen, suchte er Giacomo auf, er fand ihn im Innern des großen Zuschauerraumes, wo er auf- und niedergehend seine Blicke zuweilen auf die Thiere richtete, die eben so wie ihr Besitzer eine gleiche Promenade in ihren engen Käfigen machten.

„Giacomo, ich habe mit Ihnen zu sprechen,“ sagte der Abbé grade auf ihn zugehend und ihm die Hand entgegenstreckend.

„Lassen Sie mich!“ rief Giacomo unmuthig, die Hand des Abbé wegstoßend.

„Nein, meine Pflicht als Priester erlaubt das nicht, ich habe Unrecht an Ihnen begangen, ich muß es gut machen, Sie vor einem schändlichen Betruge warnen, welcher Sie betrifft und mich in tiefster Seele empört.“

Giacomo schien sprachlos, er starrte den Abbé an wie ein am Boden liegender Ueberwundener seinen Feind anstarrt, der eben den Todesstreich gegen seine Stirn richtet.

„Erinnern Sie sich an Richard Otlington?“ fragte der Abbé.

Giacomo gab statt der Antwort ein tiefes Brummen zu hören, das aus tiefer Brust durch seine festgeschlossenen Lippen zu dringen schien.

„Dieser Elende,“ fuhr der Abbé mit scheinbarer Indignation fort — „dem ich so wohlwollte, den ich damals aus Ihren Händen rettete, hat einen Weg zu Madame Virginie gefunden.“

Giacomo schrie auf; die Thiere, erschreckend vor dem plötzlichen furchtbaren Tone, erhoben ein beinahe einstimmiges Gebrüll.

„Der Blitz hat gezündet,“ lächelte der alte Brunetti — „sie muß springen.“

„Fassen Sie sich, Signor, ich will nur ein Unrecht gut machen, das ist meine Pflicht,“ redete der Abbé weiter — „ich besitze alle Beweise dieses schändlichen Betruges an Ihnen. Ein Elender, Namens Charles, macht den Unterhändler, in der Straße Saint Lazare treffen sie sich.“

„Ist das gegründet, Abbate?“ fragte Giacomo mit dumpfer Stimme, indem er des Abbé's Arm faßte, daß dieser von dem furchtbaren Drucke fast ohnmächtig wurde.

„Ich beschwöre es,“ antwortete dieser, nachdem Giacomo seinen Arm losgelassen hatte — „es steht bei Ihnen sich zu überzeugen.“

„Maledetta!“ knirschte Giacomo — „ich will! ich will! reden Sie!“

„Ambrosio, Ihr Knecht, ist der Postillon d'Amour, wenn Virginie abgehalten wird, nach der Straße Saint-Lazare zum Rendezvous zu eilen. Sie können sich davon überzeugen, indem Sie einige Tage hinter einander sie auffordern, mit Ihnen spazieren zu fahren, dann erhält jedenfalls Ambrosio ein Billet zur Bestellung."

„Pest und Aussatz auf den Hund!" stammelte Giacomo wüthend — „aber sie — sie! ich will nicht sie allein, nein, ich will auch den Schurken haben — sonst habe ich keine Ueberzeugung."

„Diese dürfte Ihnen dann leicht werden," antwortete der Abbé lächelnd — „ist eine Aehnlichkeit der Handschrift Virginiens eine Unmöglichkeit? Nein! ein falsches Billet an die bestimmte Adresse gesendet, in dem Virginie ihren heimlichen Geliebten einladet, sich nach dem Schlusse der Schauvorstellungen in der Nachtstunde hier einzufinden, thut sicher seine Dienste — seine Strafe ist Ihre Sache."

Giacomo umarmte den Abbé stürmisch, er konnte kein Wort sprechen, er war außer sich, aber er würde den Teufel umarmt haben, aus Freude sich rächen zu können.

„Abbate," sagte Giacomo nach einer Weile, indem er sich erholt hatte — „er findet sich dann zu keinem Rendezvous mehr ein." Bei diesen Worten flog sein Auge auf den Käfig Amadeo's hinüber.

Der Abbé schien ihn zu verstehen, er lächelte.

„Wer aber schreibt mir den Brief?" fragte Giacomo

„Habe ich Eins gethan, thue ich das Andere," war Bernards Antwort.

Sie verließen den Zuschauerraum und begaben sich alle Drei hinunter in den Verschlag, später trat Virginie, von ihrer Morgenpromenade zurückkommend, ein.

Abbé Bernard erhob sich und ging ihr auf's Freundlichste entgegen. „Meine gute Virginie, wir haben uns lange nicht gesehen und ich habe Ihnen so Vieles mitzutheilen," sagte er ihre Hand klopfend — Giacomo und der alte Brunetti entfernten sich unter einem Vorwande aus dem Verschlage — der Abbé blieb mit Virginie allein.

Als die Drei den Zuschauraum vorhin verlassen hatten, wurde ein tiefer Seufzer hinter dem Käfig Amadeo's hörbar, ein Seufzer, als wenn Jemand lange Zeit in Stickluft sich aufgehalten und nun plötzlich ins Freie getreten, tief aufathme. Argentina war zur unbemerkten Ohrenzeugin dieser schändlichen Verabredung geworden. Sie lebte jetzt glücklich, wenn man die gänzliche Nichtachtung, die ihr Mann gegen sie zeigte, ein Glück nennen kann. Für diese Dulderin war es indeß ein großes Glück, sie hatte wenigstens keine Mißhandlungen auszustehen. Bis zu der Stunde, wo die Schaustellungen begannen, kümmerte sich Giacomo nicht um sie, ihre Zeit war bis dahin ganz ihr Eigenthum. Argentina zitterte vor einem Ereigniß, dessen Gräßlichkeit sie nicht ahnte, obwohl sie berechtigt war, von Giacomo's thierischer Wuth das Schlimmste zu fürchten. Sie zitterte für Richard — ja auch für Virginie.

„Mein Gott!“ sagte sie, „wie rette ich sie! warum bin ich gar so ohnmächtig!“

Ach, diese Gedanken beschäftigten dieses sanfte, engelgleiche Wesen anstrengend, sie vergäß ihre Sicherheit und gedachte derer, die nicht nur undankbar — Richard hatte sich nicht mehr um sie gekümmert — sondern auch Ursache des tiefen Leids und ihrer schmachvollen Herabwürdigung gewesen waren.

. . . .

Als der Abbé von dem so nothwendigen Besuch in der Bude Brunettis nach Hause kam, überreichte ihm der Portier einen an ihn adressirten Brief. Bernard warf einen Blick auf den Poststempel. „Algier!“ sagte er bei sich erstaunt — „ha, gewiß meldet man mir den Tod Michel Perigords.“

Der Gedanke machte ihm Freude. Rasch eilte er in seine Wohnung hinauf. Nachdem er den Hut auf das Sopha geworfen, erbrach er das Siegel. Doch welch ein Schreck durchschauerte ihn, als er die Anfangsworte des Briefes las: „Hochwürdiger Bruder! Ich melde Ihnen die höchst unangenehme Nachricht, daß Michel Perigord seiner Gefangenschaft im Trappistenkloster entflohen ist.“

Der Brief entfiel Bernards Hand.

Gesinnungswechsel.

Charles, der Antipode des Abbé's, richtete sein ganzes Streben darauf hin, Richard Otlingtons Geheimniß zu einem glücklichen Ende zu führen, da er nicht mit Unrecht ahnte, daß es auf irgend eine vortheilhafte Weise von Bernard ausgebeutet werden sollte, und daß der Abbé den Sprößling Lord Eduins, welcher auf so wunderbare und seltsame Weise am Leben erhalten worden oder vielmehr in dasselbe getreten war, seinen Bereicherungsplänen zum Opfer bringen würde. Gab es ein Terrain, auf welchem des Abbé's hochfliegende und tiefangelegte Pläne durchkreuzt und zerstört werden konnten, so war es nur diese Sache — Richard Otlington, der Gegenerbe, der natürliche Feind aller Derer, die seinen Rechten entgegentraten, mußte der Natur der Dinge nach dem Abbé als ein bedeutendes Hinderniß erscheinen, das er aus dem Wege zu räumen nicht scheuen durfte. Mit Leidenschaftlichkeit nahm sich daher Charles

Richard Otlingtons an, da es galt, seinem Todfeind einen Streich beizubringen, an dem er verbluten sollte. Charles schrieb in Richards Namen nach Dublin, Richard selbst trat in Correspondenz mit Tom Baillali — deßwegen blieben die Briefe an den Abbé aus, man entfernte ihn von dieser Sache — Charles lud Tom Baillali ein, nach Paris zu kommen. Dann hatte der Abbé einen Feind mehr auf dem Kampfplatze, der vermöge der Giltigkeit des Documents über Richards Geburt, ihm und dem Lord um so kräftiger entgegentreten konnte. Charles war durchaus nicht blind für die Gefahren, welche seinen Schützling umgaben. Die Theilnahme, welche die Glieder der Familie Grusinski für Richards Schicksal äußerten, konnte nur eine Täuschung sein und mußte es sein, da die Heirath zwischen dem Lord und der Fürstin Velaska durchaus keinen Einspruch von Seiten des Fürsten Sergius und Ismaels erfuhr. Zu welchem Zwecke aso diese geheuchelte Theilnahme? Galt es, um ein Werkzeug zu besitzen, das den Lord jedem Verlangen der Grusinski unterthänig machen sollte? Galt es, um gelegentlich Richard mit seinen Ansprüchen zu vernichten? Nahm Charles diese Möglichkeiten an, dann mußte er auch annehmen, daß eine genaue Uebereinstimmung der Gesinnungen unter den fürstlichen Geschwistern obwalte. Daß sie nicht zu jener Klasse Menschen gehörten, welche vor jeder Unternehmung zurückbeben, wußte er. Diesen Umständen nach war er Richards bester Freund, der dahin trachtete, dessen Feinde unschädlich zu machen. Seine Functionen als ge=

heimer russischer Policist sollten ihm hierbei wichtige Dienste leisten und leisteten ihm wenigstens den, daß er erfuhr, wie Ismael auf heimlichen Verrath seines Bruders ausgehe. Charles durch Perseus bei dem Fürsten Sergius eingeführt, konnte am Besten alle Schritte dieses stolzen Feindes Rußlands beobachten, und sein erster und natürlich folgerichtiger Plan strebte dahin, zwischen beiden Brüdern eine offene Feindschaft zu stiften, sie war der Sache Richard Otlingtons günstiger als jede heuchlerische, scheinbare Uebereinstimmung, mit der sie, wenn auch zu ihrem eigenen Verderb, sich gegenseitig täuschten.

Am Meisten fürchtete Charles indeß den Abbé, da er diesen Mann aus Erfahrung kannte, und die Nachforschung, welche der Erstere nach Innocent Perigord im Krankenhause gehalten hatte, beunruhigte ihn nicht wenig, da das Resultat derselben ihm die Spur Innocents entzog. Der einzige Weg, auf dem er etwas über Innocent zu erfahren hoffen konnte, blieb Virginie. Er theilte ihr so viel als sie zu wissen brauchte mit, das heißt, er erregte ohne große Mühe Befürchtungen für ihr durch den Abbé in Vergessenheit gedrängtes Interesse. Abbé Bernard hatte ihr nichts davon mitgetheilt, daß Innocent seinen Dienst im Krankenhause verlassen, überhaupt hatte Virginie wahrgenommen, daß er ihr jetzt auswich, seine Besuche geschahen meist zu den Stunden, wo er ahnen konnte, daß sie abwesend sei. Charles' Befürchtungen, daß er sie jedenfalls von der Theilnahme an dem reichen Erbe auszuschließen gedenke, fanden

daher einen guten Grund bei ihr, und seine Ermahnung, womöglich zu erforschen, in welchen geheimen Beziehungen der Abbé zu dem alten Brunetti stehe, wurde von ihr beherzigt. Charles erwartete Antwort von ihr. Unterdeß hatte er ein wachsames Auge auf Richard. Um ihn so viel als möglich zu sichern, hatte er ihm seine Wohnung zur Mitbewohnung angeboten und Richard dies Anerbieten angenommen. Es konnte Charles nicht entgehen, daß Richard täglich mehr Fortschritte in einem fast unerträglichen Hochmuth machte. Indeß der Erstere fand sich nicht berufen, ihm denselben als eine Thorheit vorzustellen, im Gegentheil trugen die Gesinnungen Charles' umgemein dazu bei, Richards Gemüth zu verfinstern. Charles' furchtbarer Hohn, der nur in der dämonischen Ruhe Perseus' ein würdiges Seitenstück fand, befestigte vielmehr den Unglauben, die Verachtung gegen jedes bessere menschliche Gefühl bei Richard.

„Wie lange Sie auch leben mögen, Richard," sprach Charles zuweilen — „Sie werden mit jedem Tage mehr die Ueberzeugung erlangen, daß die Tugend nichts als eine Chimäre ist. Alles ist käuflich im Leben, Alles wird der Selbstliebe geopfert. Suchen Sie einen Menschen unter all den Tausenden, denen man täglich begegnet, ob Einer etwas für den Andern thun wird, wenn es ein Opfer erfordert und nicht die Aussicht vorhanden ist, wenigstens die Kosten desselben zu decken."

Derlei Reden mußten in einem Gemüthe, welches

ohnehin von einem thörigten Stolze beherrscht wurde, in welchem ein Trotz gegen das Schicksal, das ihn von der Wiege an verfolgte, sich eingenistet hatte, tiefe Wurzeln schlagen. Charles machte ihn mit des Abbés Plänen bekannt, er erwähnte Innocent Perigords, und Richard schwor, daß er im Nothfalle Innocents Mörder werden wolle, wenn dieser ihm in seinen Ansprüchen in den Weg träte. Charles hatte noch keine Kenntniß von der vom Abbé erzwungenen Erklärung des Lords, Innocents Rechte betreffend, der Abbé bewahrte dies Geheimniß sorgfältig. Aber auch vor den beiden Fürsten Sergius und Ismael warnte Charles seinen Schützling, die Heirath zwischen der Fürstin und dem Lord war der offenbarste Beweis, daß man sein Interesse nur als Waffe gegen den Lord benutzen wollte. Angefeuert von Charles, finden wir Richard bei Sergius. Richard stand vor ihm und verlangte ohne Scheu Aufklärung über die Ursache, welche der Fürst haben könne, eine Heirath seiner Schwester mit einem Manne zuzugeben, gegen den er als lebender Beweis einer Unthat auftreten werde.

„Sie vergessen Ihre Stellung," antwortete der Fürst mit jener Verachtung ausdrückenden Nachlässigkeit, die der Hochmuth stets im Gefolge hat — „um etwas zu hindern, bedarf es des Beweises eines Anspruches. Besitzen Sie einen solchen?"

„Der Abbé kann den Beweis stellen," antwortete Richard.

„Nun so treten Sie damit auf — ist er giltig, fällt die Heirath von selbst in Nichts.“

„Aber wenn sie schon geschehen ist?“ rief Richard.

„Dann haben Sie wenigstens ein Opfer, das für Ihre verlornen Ansprüche büßen muß, den Lord.“

„Verlorene Ansprüche?“

„Ich betrachte sie dafür, so lange die Beweise fehlen.“

Richard konnte gegen diese Wahrheit nichts einwenden; aber der Zorn loderte in ihm auf. Er eilte zu dem Abbé und fand ihn in seiner Wohnung im erzbischöflichen Pallaste. Der Empfang, den er hier erfuhr, war ein schlagender Contrast gegen den Stolz des Fürsten.

Bernard ging ihm entgegen und umarmte ihn, er machte ihm keinen Vorwurf.

„Mein Herr,“ sagte Richard — „man will zwischen dem Lord und der Fürstin eine Heirath schließen.“

„Ich weiß es,“ bejahte der Abbé.

„Sie wissen das? nun so werden Sie auch wissen, daß dies unmöglich ist, wo bliebe sonst mein Anspruch?“

Der Abbé lächelte.

„Warum sagen Sie mir das?“

„Sie waren der Erste, der das Geheimniß meiner Abkunft kannte.“

„Aber nicht der Einzige, mein junger Freund,“ erwiderte der Abbé — „Sie besitzen mehr Freunde, hohe Personen, die sich für Sie verwenden, ich meine die beiden Fürsten Grusinski.“

Richard wurde verlegen.

„Ich bedarf der Zeugnisse meiner Abkunft," sagte er endlich — „die Briefe, die Sie mir zeigten, werden einstweilen genügen, meine Ansprüche als rechtmäßiger Erbe des Lords anhängig zu machen, ich bitte Sie, mir dieselben auszuliefern."

„Es schmerzt mich, daß ich Ihnen diese bescheidene Bitte abschlagen muß," sprach der Abbé mit großer Ruhe — „ich betrachtete diese, wie sie zu betrachten waren, als mein Eigenthum und überzeugt, daß ich nur für sie Undankbarkeit ernten würde, ja sogar überzeugt, daß Sie bessere Freunde gefunden, Freunde, die vielleicht mehr für Sie thun würden, vielleicht auch schon gethan haben, ich weiß das freilich nicht, warf ich diese Briefe, um nicht die Erinnerung an eine starke Undankbarkeit stets vor Augen zu haben, ins Feuer — denn ich hatte diese Sache aufgegeben."

„Mein Herr!" stammelte Richard — „diese Briefe, die meine Ansprüche bezeichneten —"

„Waren mein," fiel ihm der Abbé in's Wort — „ich hatte also auch das Recht, da Sie sich nicht mehr um mich kümmerten, sie zu vernichten, Sie werden das für richtig finden."

„Dann wird die Heirath geschlossen!" rief Richard. —

Der Abbé zuckte die Achseln und schwieg. Nach einer Weile sagte er:

„Sie thun mir leid, man hat ein schlechtes Spiel mit

Ihnen vorgehabt, ob ich gleich nicht weiß, welches? aber gewiß, man hat es nicht gut mit Ihnen gemeint."

Diese Ruhe und Sicherheit überraschte Richard, er wurde ungewiß und wußte nicht, wie er sich diesem Manne gegenüber benehmen sollte, er kannte ihn zu wenig und erinnerte sich dabei der Warnungen Charles' vor ihm.

„Worin kann ich Ihnen dienen?" fragte der Abbé nach einer langen Weile, in welcher Richard sich von seiner Bestürzung, von seiner Ungewißheit etwas erholt hatte.

„In nichts, wenn Sie die Briefe vernichtet haben," war seine Antwort.

„Sie sind vernichtet," sagte der Abbé mit Bestimmtheit — „es lag mir daran, Alles zu vernichten, was mich an den Undank eines Menschen erinnern konnte. Indeß wenn Sie sich mir anvertrauen wollen, so dürfte es doch vielleicht noch möglich sein, Ihre Ansprüche zu retten. Warum fürchten Sie überhaupt diese Heirath?"

„Weil dann die Fürstin auch Ansprüche hat."

„Nur der, welcher Ansprüche von früherher an einem Verbrecher hat, behält die Vorhand," sprach Bernard — „ein Räuber kann vor Gericht nie über geraubtes Gut verfügen."

Richard schien Zutrauen zu fassen.

„Mein Herr," sagte er — „es ist nicht das allein die Sorge; aber ein zweiter Anspruch ist zu fürchten."

„Welcher?"

„Kennen Sie einen jungen Menschen Innocent Perigord mit Namen?“

„Ja,“ antwortete der Abbé ohne ein Zeichen von Verlegenheit.

„Man sagt, auch er habe Rechte auf Lord Orlimonts Majorat, man sagt auch, daß Sie diesen Erben beschützten.“

„Man hat da keineswegs gelogen,“ bejahte Bernard mit Ruhe.

„Wie? dann hätte man die Wahrheit gesprochen, daß Sie der Feind meines Rechtes sind!“ rief Richard.

Der Abbé blieb ruhig wie bisher, er lächelte nur.

„Der Feind Ihres Rechtes? Nein, ich vertheidige jedes Recht; aber Sie sind selbst Schuld, daß Sie mich zwangen Ihre Sache aufzugeben und die eines Andern dafür aufzunehmen, dessen Rechte sich indeß nur darauf beschränken, eine Anerkennung als Glied der Familie Orlimont-Bruce zu erlangen, da es sich darum handelt einen ganz andern Anspruch giltig zu machen. Doch Sie sollen sich selbst überzeugen.“ Er schritt zum Pulte und nahm einen Brief heraus, den er ihm zum Lesen überreichte.

Richard erstaunte nicht wenig, als er ein Schreiben aus Madrid mit der Unterschrift eines Ministers gezeichnet, vor sich sah, in welchem von Innocent Perigord als von einer Person, deren Ansprüche bezweifelt wurden, die Rede war.

„Man hat Sie gegen mich aufgebracht; aber man hat vergessen, daß zu Allem Beweise gehören,“

sagte der Abbé lächelnd, indem er den Brief zurückempfing.

„Nun denn, mein Herr, so leiten Sie meine Sache," antwortete Richard — „ich muß der Erbe Lord Orlimonts werden!"

Fast eine Stunde lang dauerte die Unterredung zwischen Beiden; als Richard den Abbé verließ, empfand er einen höheren Stolz; die Hoffnungen, die er auf die Hilfe des Abbés setzte, gründeten sich nun auf einen Haß gegen seine Feinde, das heißt gegen Sergius, Ismael, Velaska und Charles. Der Abbé hatte ihm Rathschläge ertheilt, die er wohl beherzigte, es galt seine Feinde zu täuschen.

Ende des siebenten Theils.

Im Verlags-Comptoir zu Grimma erschien soeben:

Allgemeine deutsche Bibliothek,

neueste Encyclopädie

der deutschen Nationalliteratur.

1. bis 12. Bändchen — à $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die ersten Bände enthalten die Schriftsteller **Adrian, Alexander Graf v. Würtemberg, Wil. Alexis, Prinzessin Amalie v. Sachsen, von Ammon, Ancillon, Angely, Apel, Arndt, Arnim, Bettina v. Arnim, Spiritus Asper, Graf Auersperg (Anast. Grün,) Auerbach, Auffenberg, Baczko, Baggesen, Barthold** ꝛc. ꝛc.

Von dieser Bibliothek erscheinen jede Woche 1—2 Bändchen, à $2\frac{1}{2}$ Ngr. Dieselbe soll eine stete Begleiterin in allen Lagen und Stimmungen des Lebens sein, weil sie für jeden Stand, für jede Geistesrichtung, Nahrung aus dem großen Schatze deutscher Literatur bietet, denn sie umfaßt das ganze Gebiet der

deutschen Nationalliteratur.

Sie soll die kostspieligen, dem Einzelnen nur selten zugänglichen Gesammtausgaben deutscher Classiker einestheils ersetzen, während sie anderntheils, einzelne oft zerstreute Schöpfungen deutscher Dichter sammelt; kurz, sie soll im vollen Sinne des Wortes sein:

Ein Hausbuch des deutschen Volkes.

Jeder Abonnent empfängt zu je 25 Bändchen

Ein großes, schön ausgeführtes Bild als Prämie,

bald das Portrait eines Classikers, bald eine Scene aus deren Werken darstellend.

Wer 10 Exemplare bei seinen Freunden unterbringt, empfängt sein Exemplar

Ganz umsonst.

Jede Buchhandlung liefert die erschienenen Bändchen zur Ansicht.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Sue, Eugène,

Die Sieben Todsünden

Bd.: 7

Grimma 1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- MvO.L.ex.o.130(4#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11750543-4